

Linus Reichlin: Wie ich ein alter Lüstling wurde

# DIE WELTWOCHEN



Nummer 24 – 15. Juni 2017 – 85. Jahrgang  
– Fr. 8,50 (inkl. MwSt.) – Euro 6,90

**China, herzlich willkommen**  
Die Abschotter irren



## Zeit der Wirren

Überleben in einer verrückten Welt



**ASYL**  
Was Sommaruga richtig macht

**GESELLSCHAFT**  
Der regulierte Vater

**PSYCHOLOGIE**  
Im Lager der Trump-Feinde

**MODE**  
Angriff der Riesenpfirsiche

# Roald Amundsen\*\*\*\*+

21 Tage ab Fr. **8995.-**  
inkl. An-/Rückreise und Vollpension an Bord

Frühbucherrabatt  
**CHF 2000.-**  
bei Buchung bis  
30.06.2017



Das erste  
Hybrid-Schiff  
der Welt

## Das Kreuzfahrterlebnis Antarktis & Falkland

### Reisedatum 2018

08.11.–28.11.

### Preise pro Person

Kat.	Kabinentyp	Sofortpreis	Fr.
<b>Aussenkabine</b>			
RS	2-Bett Garantie	10995.-	
RR	2-Bett Garantie	12395.-	

### Aussenkabine Superior

XT	2-Bett, Balkon Garantie	14195.-	
----	-------------------------	---------	--

### Suite

ME	2-Bett, Balkon Garantie	15195.-	
----	-------------------------	---------	--

### Frühbucherrabatt bis 30.06.2017

Rabatt gültig bei Doppelbelegung -2000.-

### Zuschläge

- Alleinbenützung alle Kategorien auf Anfrage
- Flüge in Business Class (nur Langstreckenflüge) auf Anfrage

Chilenische Fjorde  
Kap Hoorn  
Falkland-Inseln  
Weisse Wildnis der Antarktis

### Reiseprogramm

#### Tag 1 Schweiz–Santiago/Chile

Flug ab Zürich mit Umsteigen nach Santiago de Chile.

#### Tag 2 Santiago/Chile

Ankunft in Santiago de Chile. Transfer und Stadtrundfahrt. Hotelübernachtung.

#### Tag 3 Santiago–Punta Arenas/Chile

Flug nach Punta Arenas. Einschiffung auf Ihr Expeditionsschiff Roald Amundsen.

#### Tag 4 An Bord / Chilenische Fjorde

Durchfahrt des Beagle-Kanals mit Blick auf Kanäle, Fjorde und Berge.

#### Tag 5–6 An Bord / Kap Hoorn & Drake-Passage

Es wird versucht am Kap Hoorn anzulanden. Durchfahrt der Drake-Passage. Treibeis und Pinguine kündigen die baldige Ankunft in der Antarktis an.

#### Tag 7–13 Antarktis

Die Antarktis ist durch ozeanische Strömungen vom Rest der Welt isoliert. Sie ist Brutstätte für Millionen Pinguine, Wale und Robben. Wetter-, Wind- und Eisbedingungen bestimmen das Programm. Das Schiff versucht an verschiedenen Orten anzulanden z.B. auf Deception Island, Half Moon Island oder Brown Bluff.

#### Tag 14 An Bord

#### Tag 15–17 Stanley, Falkland-Inseln

Spazieren Sie durch das britisch angehauchte Stanley oder unternehmen Sie einen Ausflug in die Wildnis.

#### Tag 18 An Bord / Magellanstrasse

#### Tag 19 Punta Arenas–Santiago/Chile

Ankunft in Punta Arenas. Rückflug nach Santiago. Hotelübernachtung.

#### Tag 20 Santiago–Schweiz

Transfer und Rückflug mit Umsteigen nach Zürich.

#### Tag 21 Ankunft in Zürich



### Unsere Leistungen

- Flüge Zürich–Santiago de Chile–Zürich
- Flüge Santiago–Punta Arenas–Santiago
- Transfers gemäss Programm
- Expeditionskreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- 2 Hotelübernachtung inkl. Frühstück in Santiago
- Stadtrundfahrt in Santiago de Chile
- Orientierungstour in Punta Arenas
- Anlandungen mit Tenderbooten
- Aktivitäten an Bord und an Land
- Tee, Kaffee, Wasser zu den Mahlzeiten
- Wind- und wasserfeste Jacke
- Kostenfreier Verleih von Gummistiefel an Bord
- Erfahrenes deutschsprachiges Expeditionsteam
- Mittelthurgau Reiseleitung ab 10 Personen

### Nicht inbegriffen

- Auftragspauschale pro Person Fr. 20.- (entfällt bei Buchung über [www.mittelthurgau.ch](http://www.mittelthurgau.ch))
- Persönliche Auslagen und Getränke
- Trinkgelder
- Spezielle Landausflüge der Reederei (Details auf Anfrage)

### Was Sie noch wissen müssen

Schweizer Bürger benötigen einen bis 6 Monate nach Rückreise gültigen Reisepass. Mindestteilnehmerzahl: 10 Personen. Alle geplanten Anlandungen sind abhängig von Wetter- und Eisbedingungen.

Für Reservationen verlangen Sie  
Frau Simone Kaiser.

### Internet Buchungscode

[www.mittelthurgau.ch](http://www.mittelthurgau.ch)

lhusc1

Gratis-Buchungstelefon

Online buchen

**0800 86 26 85** · [www.mittelthurgau.ch](http://www.mittelthurgau.ch)

reisebüro  
mittelthurgau  
Die Schiffsreisenmacher

Jetzt bestellen: Katalog  
«Antarktis & Falkland  
2018!»



Vergangene Woche wurde die Volksinitiative der Gewerkschaften für einen vierwöchigen, von der Allgemeinheit finanzierten Vaterchaftsurlaub eingereicht. Im Parlament sind mehrere Vorstösse mit ähnlichen Anliegen hängig. Was hat der Staat in den Kinderzimmern verloren? Es stehe jedem Vater frei, nach der Geburt Ferien zu nehmen – sofern ihm dieses Ereignis wichtiger sei als Rimini oder Mallorca, schreibt Inlandchef Philipp Gut. **Seite 24**

Wer wie Beat Breu die Tour de Suisse als Einheimischer zweimal gewonnen hat, ist hierzulande so etwas wie ein Säulenheiliger. Abgehoben ist der St. Galler aber nicht, denn er hat abseits der Landstrassen auch viele Niederlagen erlitten. Beim Gesprächstermin nimmt er sich zwei Stunden Zeit und kramt Anekdote um Anekdote aus seinem bewegten Leben hervor. Dabei kommen ihm die tränen Sprüche immer noch so schnell über die Lippen, wie er, der «Bergfloh», früher die Berge hochgekraelt ist. **Seite 36**



*Einer, der über Wasser geht:* Emmanuel Macron.

Macron über alles! Europa ist verzückt vom neuen Franzosen-Präsidenten. Woher der Hype? In Frankreich sieht man ihn als «neuen Typ Menschen». Als einen, der über Wasser geht, weder links noch rechts, weder Mann noch Frau ist, Frankreich mit sich selber versöhnt, aber letztlich unfassbar bleibt (**Seite 12**). Genauso wie die Eliteschule Ecole nationale d'administration (ENA), die Macron durchlaufen hat. In der Kaderschmiede, die sich als geheimnisvoller Zirkel geriert, wird die Elite Frankreichs hochgezogen. Die «Enarchen» sind Frankreichs Staatsadel. Auf ihn, nicht auf das Volk, wird Macron seine Macht primär stützen. **Seite 46**

Als Scheich Tamim vor sieben Jahren die Fussball-Weltmeisterschaft 2022 nach Katar holte, war er der Held der arabischen Welt. Gefeierte wurde damals auch seine Mutter, Scheicha Musa. Sie hatte ihm geholfen, die Konkurrentin USA auszusteichen. Die Scheichin sorgte

etwas später dafür, dass ihr Lieblingssohn Tamim Thronfolger wurde. Doch jetzt ist Katar massiv unter Beschuss, weil der Zwergstaat Islamisten unterstützt. Der Wohlstand des Energieriesen, den Tamims Vater geschaffen hat, ist gefährdet. **Seite 48**



*Vom Bühnenarbeiter zum Veranstalter:* Thomas Dürr.

Am Konzert der Rocklegenden von Guns n' Roses letzte Woche im Zürcher Letzigrund-Stadion trug Mitveranstalter Thomas Dürr ein besonderes T-Shirt: jenes, das er schon 1991 als junger Bühnenarbeiter beim damaligen Guns-n'-Roses-Konzert getragen hatte. Dürr ist heute mit seiner Act Entertainment AG der grösste Konzert- und Musicalvermarkter der Schweiz. Als die letzten Töne im Letzigrund verklungen waren, fuhr Dürr direkt nach Interlaken, wo am nächsten Tag das von ihm organisierte Greenfield-Open-Air mit über 20 000 Besuchern startete. Kulturredaktor Rico Bandle hat den umtriebigen und erfolgreichen Geschäftsmann einen Tag lang begleitet. **Seite 52**

*Ihre Weltwoche*

# DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf [www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch) publizieren  
und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:** Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:** Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*)  
**Bildredaktion:** Martin Kappler, Larissa Weber (*Assistentin*)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



## Exklusives Leserangebot: «Park Weggis»-Resort Sommertraum am Vierwaldstättersee

Luxus, Tradition und ein Gefühl von Freiheit – das erwartet Sie im traditionsreichen Fünf-Sterne-Resort «Park Weggis» mit traumhafter Aussicht auf den See und in die Berge.

Das idyllisch an der Rigibucht gelegene Weggis ist bekannt für die Freiheitsliebe seiner Bewohner: Nachdem es lange unter der Herrschaft der Habsburger gestanden hatte, wurde es 1332 zur freien Republik. Später wehrten sich die Weggiser in mehreren Aufständen gegen die Herren von Luzern, von denen sie 1380 bis 1798 verwaltet wurden.

Heute erwartet Sie am Ufer des Vierwaldstättersees ein Urschweizer Sommertraum. Im Fünf-Sterne-Resort «Park Weggis» vereinen sich Tradition und Moderne auf höchstem Niveau. Das elegante Domizil lässt mit viel Gastfreundschaft und Liebe zum Detail keine Wünsche offen.

Neben dem eigenen Strandbereich bietet das Swiss-Deluxe-Hotel umfassende Wellness-Möglichkeiten inmitten eines japanischen Gartens. Feinschmeckern stehen drei Restau-

rants – zwei vom «Gault Millau» prämiert – sowie die «Lalique Caviar Bar» und die «Beach Bar Lounge» zur Verfügung. Lassen Sie sich verwöhnen und geniessen Sie eine wohlverdiente Auszeit vom Alltagsstress.



### Platin-Club-Spezialangebot

#### Luxus-Aufenthalt im «Park Weggis»

##### Leistungen:

- 2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- Begrüssungswein und Frühstücteller
- Apéritif in der «Beach Bar Lounge»
- Mediterranes 4-Gang-Dinner in der «La Brasserie»
- Authentisches 3-Gang-Dinner im «Park Grill»
- Massage unter Palmen am See (30 Min.)
- Hoteleigener Strand, Infinity-Aussenpool, Stand-up-Paddles, Kanus, Mountainbikes, E-Bikes etc. zur freien Benützung
- Rigi-Tagesticket mit Picknick inkl. einer Flasche Rosé

##### Spezialpreise:

Im Doppelzimmer: ab Fr. 834.– (statt 1050.–) pro Person  
Im Einzelzimmer: ab Fr. 960.– (statt 1130.–) pro Person  
(Weitere Kategorien auf Anfrage)

##### Buchung:

Verfügbar ab 1. Mai bis 30. September 2017  
(nach Verfügbarkeit, ausgenommen 1. August).  
Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 041 392 05 05.  
Bitte das Kennwort «Weltwoche» angeben.

##### Veranstalter:

Park Weggis\*\*\*\*\*S  
www.parkweggis.ch

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Zur Lage

Überall knirscht und kracht es:  
Was heisst das für die Schweiz?

Von Roger Köppel

Wir leben in bewegten, verrückten Zeiten. Umbrüche, Überraschungen, Spitzkehren und Merkwürdigkeiten zuhauf. Nichts, fast nichts kommt so heraus, wie es vorher erwartet worden war. Der Reihe nach:

**Trump:** Die Experten konnten sich vor Lachen nicht mehr halten, als der Immobiliencycoon kandidierte. Niemand nahm ihn ernst. Heute ist er Staatschef in einem Trommelfeuer der Abneigungen und tobenden Anfechtungen, von denen die meisten als nachholende psychotherapeutische Bewältigungsstrategie jener zu verstehen sind, die noch immer nicht über das Resultat der Wahl hinweggekommen sind.

**Brexit:** Kaum jemand hatte gedacht, dass die Briten die Kraft für eine freiwillige Scheidung von der EU aufbringen würden. Es ist viel schwieriger und schmerzhafter, eine politische Lebenspartnerschaft aufzulösen als gar nicht erst einzugehen. Die Briten hatten den Mut dazu und düpierten fast alle Parteien, alle Umfrageinstitute und die meisten Zeitungen. Premier Cameron, zwei Jahre zuvor noch strahlender Wahlsieger, dankte ab, geknickt.

**Österreich:** Fast unbemerkt krachte in der Donaurepublik die Nachkriegsordnung zusammen. Unglaubliche Bewegungen kamen in Gang. Die etablierten Parteien stürzten ab, ein Grüner wurde Präsident. Jetzt greift ein glattgelierter Aufsteiger fast im Alleingang nach der Macht.

**Deutschland:** In Nordrhein-Westfalen regierten beinahe seit Menschengedenken die Sozialdemokraten, zuletzt unter Hannelore Kraft. Die haushohe Favoritin kam zu Fall, ausgebremst von einem unverbrauchten Musterschüler-CDUler, der gegen die Kraft-Frau mit Zahlen und Statistiken auftrumpfte.

**Merkel:** Die wendig-zähe Chamäleon-Kanzlerin galt im Herbst 2015 als erledigt, verschlungen von der Flüchtlingskrise, die sie selber heraufbeschworen hatte. Heute steht Merkel wie ein Pfeiler in der Landschaft. Zwar flexibel schwankend im Wind – asylopolitisch hat sie auf Härte umgeschaltet –, am Ende aber eine der wenigen verlässlichen Konstanten der Beweglichkeit in einem Sommersturm der Überraschungen.

**Theresa May:** Die aus dem Hut gezauberte Cameron-Nachfolgerin überschätzte sich, als sie vor ein paar Monaten selbstbewusst Neuwahlen ansagte zur Steigerung der persönlichen Macht. Allerdings: Alle Kommentare, an die ich mich erinnern kann, sagten ihr einen gloriosen Triumph voraus. Die Wirklichkeit hielt sich wieder nicht ans Drehbuch.

Interessant ist: Die Briten trauen beiden grossen Parteien nicht so recht. Labour-Rivale Jeremy Corbyn, ein Altsozialist wie aus dem Wachsfigurenkabinett, wurde zwar zum grossen Sieger ausgerufen, obwohl er fast so schlecht abschnitt wie Gordon Brown vor seinem unfreiwilligen Rücktritt. Ein Anti-Brexit-Votum war es nicht. In Schottland gingen die Brexit-Gegner ein, die Tories siegten. Die grössten Brexit-Verweigerer, die Liberaldemokraten, schrumpften massiv, während die Ukip-Wähler, die als rechts galten, scharenweise zu den Linken überliefen. Exzentrik pur.

**Macron:** Vielleicht der überraschendste Überraschungsmann der Zeit, von den Journalisten sehnsüchtig hochgestemmt zum Anti-Trump, zum europäischen Heiland, der nicht nur sein havariertes Frankreich flickt, sondern mit Merkel zusammen gleich auch noch die torkelnde EU auf Kurs bringt. Trotz dem überrissenen, politisch motivierten Medienjubiläum fasziniert Macron als Urheber einer auf ihn persönlich zugeschnittenen, in Rekordzeit aus dem Boden gestampften Bewegung, die das Establishment zertrümmerte. Oder ist Macron nur das frische Gesicht der

alten Elite? Übrigens: Der jetzt jubelnd heruntergeschriebene Front national ist beinahe gleich stark wie nach den letzten Wahlen.

Welche Trends zeichnen sich ab? Die Wähler scheinen etwas verunsichert und orientierungslos im Westen. Sie misstrauen den traditionellen Parteien. An die Überflieger-Konstruktionen der neunziger Jahre, allen voran die sich ausbreitende EU, glaubt niemand mehr richtig, ausser den Journalisten und dem Schweizer Bundesrat. Vom Unmut profitieren Aussenseiter wie Trump, der vielen unsympathisch ist, aber man erhofft sich wenigstens etwas frischen Wind. Die Eliten merken, dass ihnen die Felle davonschwimmen. Deshalb reden sie und ihre Medien von der «populistischen Gefahr» und den «Risiken der Demokratie». Letztlich tüfteln sie an Methoden herum, wie sie die Macht der Wähler, die ihnen davonlaufen, beschränken können.

Und die Schweiz? Auch bei uns verbreitet sich Verdruss. Vor allem in ländlichen Gebieten bleiben immer mehr Leute Wahlen und Abstimmungen fern. Sie sehen eine Politik, die wenig bewegt und nichts zustande bringt. Sie stimmen ab, doch die Politiker weigern sich, die Volksentscheide umzusetzen. Vermutlich haben viele den Eindruck, es bringe ja doch nichts.

Was ist, was wäre richtig? Die Schweiz ist die erfolgreichste Selbsthilfeorganisation Europas. Das Land hat ungezählte Krisen und Stürme überstanden. Warum? Wir haben nicht die besseren Menschen, aber wir haben den besseren Staat. Die Schweiz ist unabhängig, also flexibel, offen für die Welt auch ausserhalb Europas. Ihre Politiker können weniger machen, was sie wollen. Die Kostenkontrolle funktioniert besser dank der direkten Demokratie.

Trotzdem wälzt der Bundesrat die irre Idee, die Schweiz mittels eines «Rahmenabkommens» institutionell an die wankende, faktisch bankrotte EU anzuschrauben. Es wäre der falscheste Schritt zur falschesten Zeit. Auf stürmischer See legt man sich keine bleischwere institutionelle Rüstung an, man schwimmt sich frei. Unabhängigkeit heisst Beweglichkeit: Nur die ungebundene Schweiz kann Bombeneinschlägen ausweichen, Schockstösse abfedern.

Überleben in einer verrückten Welt: Die Schweiz weiss, wie das geht. Seit Jahrhunderten. Also bitte keine politischen Experimente. Pflegen, was sich bewährt hat: ein relativ schlanker Staat; massvolle Steuern; eine Politik im Interesse nicht der Politiker, sondern der Leute, die hier leben und arbeiten; Neutralität gerade dann, wenn sich draussen wieder Fronten bilden und Kriege wüten; direkte Demokratie, Volksentscheide!

Die Erfahrung der Schweiz lehrt: Nicht der Staat, nicht die Politiker werden es richten, die Rettung, wenn es eine braucht, kommt aus dem wirklichen Leben.



Sommersturm der Überraschungen.

Bei uns ist kein Kunde König. Unsere Patienten sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



Der Staat im Kinderzimmer: Seite 24



Intimes Tagebuch: Anaïs Nin. Seite 54



## «Als Junior bin ich in jedem Rennen Letzter geworden.»

Beat Breu: Seite 36

- 34 Reinhold Würth Begegnung mit dem Unternehmer und Kunstsammler
- 56 50 Jahre Personal Computer Das wahre Erbe der Hippies

## Kultur & Gesellschaft

- 11 Linus Reichlin Wie ich zum alten Lüstling wurde
- 36 Beat Breu Das bewegte Leben des zweifachen Tour-de-Suisse-Siegers
- 52 Thomas Dürr Vom Bühnenarbeiter zum grössten Konzertveranstalter
- 54 Anaïs Nin Aus dem Tagebuch einer Nymphomanin
- 58 Sommermode Der runde Po ist überall auf der Strasse zu sehen

## Rubriken

- 50 Ikone der Woche Rolf Knie über Rafael Nadal
- 60 Die Bibel Wer sich selbst erhöht
- 60 Knorr «Es war einmal in Deutschland»
- 61 Knorrs Liste
- 61 Jazz Bill Frisell / Thomas Morgan
- 62 Thiel Suizid
- 62 Namen Mit Fleiss und Lernfähigkeit
- 62 Fast verliebt Endgegner
- 63 Unten durch Schadensersatz
- 64 Wein Syrah vom Rotten
- 65 Motorrad Meine Töffsaison (II)
- 66 Darf man das? / Leserbriefe

## Titelgeschichte

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Zeit der Wirren
- 12 Emmanuel Macron Frankreichs Hoffnungsträger geniesst die Immunität eines Monarchen
- 16 Willkommen, China Schweizer Firmen im Visier von Investoren
- 38 Hass auf Trump Bestandsaufnahme einer fiebrigen Feindkultur
- 42 Theresa Mays Debakel Szenen eines zerstrittenen Landes

## Kommentare & Analysen

- 9 Im Auge Philip May, First Husband
- 10 Geschichte Debatte um abgewiesene Flüchtlinge im Zweiten Weltkrieg
- 14 Personenkontrolle
- 15 Nachruf Adam West, Schauspieler
- 20 Mörgeli Welches Feigenblatt
- 20 Bodenmann Miet-Messies unter sich
- 21 Medien Das Führungsproblem der NZZ
- 21 Die Deutschen Platz an der Sonne

## Inland

- 22 Spitalpräsident unter Verdacht Martin Waser (SP) und der Stadtzürcher Korruptionssumpf
- 24 Der regulierte Vater Linke erklären das Privatleben zur Staatsaufgabe
- 26 Kohäsions-Milliarde Wie sich der Bundesrat die Gunst Brüssels erkauft

- 26 Didier Burkhalter Neuenburg als Zentrum der Schweizer Aussenpolitik
- 27 Asyl Was Sommaruga richtig macht
- 30 Macron ist kein Schweizer Frankreich ist kein Vorbild für die Schweizer Demokratie
- 31 Sprachenstreit Verena Herzog über Frühfranzösisch im Kanton Thurgau
- 32 Biels Weltpolitiker Alain Pichard zum Übereifer seiner Stadt
- 33 Nationalrat Noch mehr Bürokratie – ausgerechnet dank der SVP

## Interview

- 28 Eric Nussbaumer Der SP-Nationalrat fordert Transparenz von den grossen Energieunternehmen

## Ausland

- 13 Europa Die Jugend marschiert hinter Macron
- 40 Russlands böse Internet-Hacker Das Getöse um die Digital-Spione
- 41 Grossbritannien Drei Frauen bestimmen die Politik
- 41 Dublin-Abkommen Ungarn ist sicher
- 44 Aufbruch in Libyen Boris Johnson über Migranten auf dem Sprung
- 46 Frankreichs Staatsadel Die Kaderschmiede der Elite
- 48 Katar Wie es zur Krise um das Emirat kam

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 17 Christoph Blocher Einschätzungen zu den chinesischen Investitionen
- 18 Umfrage Wirtschaftsvertreter und Politiker zum chinesischen Powerplay



# LUCERNE FESTIVAL

© Peter Fischli/LUCERNE FESTIVAL



## Sommer-Festival

11. August – 10. September 2017

### Ausgewählte Konzerte

13. August

**Chamber Orchestra of Europe** | Bernard Haitink |  
**Anna Lucia Richter** | Christian Gerhaher  
Werke von Mozart und Mahler

17. August

**West-Eastern Divan Orchestra** | Daniel Barenboim |  
**Kian Soltani** | Yulia Deyneka  
Werke von Strauss und Tschairowsky

19. August

**LUCERNE FESTIVAL ORCHESTRA** | Riccardo Chailly | Sophie Koch  
Werke von Strawinsky

23. August

**Mahler Chamber Orchestra** | François-Xavier Roth |  
**Patricia Kopatchinskaja**  
Werke von Haydn und Bartók

25. August

**English Baroque Soloists** | Monteverdi Choir |  
**Sir John Eliot Gardiner** | Solisten  
*Il ritorno d'Ulisse in patria* von Monteverdi

28. August

**Orchester der LUCERNE FESTIVAL ACADEMY** | Matthias Pintscher  
Spiegel von Cerha

4. September

**Royal Concertgebouw Orchestra Amsterdam** | Daniele Gatti  
Werke von Rihm und Bruckner

Karten und Informationen +41 (0)41 226 44 80 | [www.lucernefestival.ch](http://www.lucernefestival.ch)

# Die unbequeme Stimme der Vernunft.

Die *Weltwoche* hat sich immer leidenschaftlich für die Schweiz eingesetzt. Dieses Engagement steht hinter dem kritischen, fundierten Qualitätsjournalismus dieser Zeitung. Sie deckt Missstände auf, damit diese behoben werden – ungeachtet von Parteien und Personen. Die *Weltwoche* bemüht sich, eine unbequeme Stimme der Vernunft zu sein. Überzeugen Sie sich selbst.

Probe-Abo  
8 Ausgaben  
nur Fr. 38.–



Jetzt bestellen:

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)

Telefon 043 444 57 01



## Zeit der Wirren

Von Hansrudolf Kamer — Politische Wechselwinde schütteln Europa durch. Fast nichts geht wie geplant. Stabilitätsbeschwörungen laufen ins Leere, und die etablierten Kräfte verstehen die Welt nicht mehr.

Die britischen Wähler haben soeben die Regierenden erneut daran erinnert, dass sie nicht vereinnahmt werden wollen – um das andere, nicht salonfähige Wort zu vermeiden. Beim Blick über den Atlantik zeigen sich ähnliche Regungen. Präsident Trump ist der klare, ungehobelte Ausdruck eines Malaise, eines Missverständnisses, das die Regierungsklasse beider Grossparteien von den Wählern trennt und das nicht überwunden ist.

Nur Deutschland hat offenbar seinen Platz an der Sonne. Die Wirtschaft summt und brummt, die Arbeitslosigkeit ist so niedrig wie seit langem nicht mehr. Terrorismus beunruhigt nur unterschwellig und vorübergehend. Die Bundeskanzlerin ist wieder im Umfragehoch vor den Wahlen im Herbst. Ihre groben strategischen Schnitzer der Vergangenheit sind vergessen oder verdrängt.

Es ist verführerisch, die Lage in Deutschland mit jener in Britannien zu vergleichen. Eine Regierungschefin, die sich sicher fühlt, politisch nach links schiebt, um die Stimmen zu maximieren und den traditionellen Hauptgegner zu schwächen. Es ist Merkel zwar zuzutrauen, dass sie Kapitalfehler wie jenen der britischen Premierministerin vermeidet. Doch eben, Überraschungen sind Überraschungen.

Auch Labour war abgeschrieben, so wie jetzt



die SPD im Umfragetief dahindümpelt. Ebenso ist Angela Merkel nicht unbedingt eine bessere Wahlkämpferin als Theresa May. Die Reden der beiden sind todlangweilig und klischeebeladen. Sie reissen niemanden vom Stuhl. Auch Ausdruck höherer Weisheit sind sie nicht. Trotzdem kann sich niemand zurzeit vorstellen, dass der Mann aus Würselen, Martin Schulz, alle überrumpelt. Wir sind Gefangene der Berechenbarkeit.

Frankreich schöpft nach der Ära Hollande neue Hoffnung. Man lässt sich gerne blenden – vorerst. So wie es scheint und wie es auch die Tradition will, möchten die Franzosen einen Präsidenten, der auf der Weltbühne eine elegante, stilgerechte Figur abgibt. Emmanuel Macron hat fürs Erste geliefert. Dafür genügte wenig: ein kräftiger Händedruck mit Donald Trump, markige Worte beim Besuch des russischen Präsidenten Wladimir Putin und etwas Erbauungsrhetorik über Frankreichs Grösse. Enthusiasten in den Medien sehen ihn schon als Anti-Trump, Hoffnung und Würde des ganzen Westens. So schnell geht das.

Ob ihm die Franzosen wirklich trauen, ist allerdings offen. Die Beteiligung im ersten Wahlgang der Legislativwahlen war so niedrig wie lange nicht mehr. Man nahm sich nicht einmal mehr die Mühe, ein Protestvotum abzugeben. Marine Le Pen hatte bei den Präsidentenwahlen keine gute Figur gemacht. Ihre Anhänger blieben zu Hause. Auch sie hatte sich in der Schlussphase als kalkulierende Normalpolitikerin entpuppt.

Jean-Luc Mélenchon, der populäre Linksaussen, meinte nach dem Erfolg von Macrons Partei in der ersten Legislativrunde, es gebe keine Mehrheit für eine Neuordnung des Arbeitsmarktes und keine für das übrige Programm des Präsidenten. Misslingt nach Sarkozy und Hollande in Frankreich aber auch der dritte Reformanlauf, so bleibt die ganze Europapolitik im Labyrinth ihrer Widersprüche gefangen.

Dann sind auch Merkels Worte nach dem ersten Gipfeltreffen der Europäer mit Trump, Europa müsse sein Schicksal selber in die Hand nehmen, weil es sich künftig

»» Fortsetzung auf Seite 10

## Der Schatten



Philip May, First Husband.

Könnte er ihr diese Poker-Partie im Dunkeln nicht ausreden? Theresa May spielte, ohne die eigenen Karten zu sehen. Sie verlor zwar nicht ganz die Macht, vergeigte aber ohne Not die Mehrheit. Philip May wird als Ehemann der Premierministerin nur schattenhaft wahrgenommen; über den perfekten Kofferträger Denis Thatcher hat Britannien wenigstens gelächelt. Theresa May beschrieb ihren Ehemann – seit 35 Jahren – als den «wahren Fels» in ihrem Leben, der ihr über Tragödien hinweghalf, etwa beim frühen Tod ihrer Eltern oder als sie erfuhr, dass sie keine Kinder haben könnten.

Verbandelt hatte sie an einer Disco in Oxford eine junge Mitstudentin, die ebenfalls Premierministerin wurde – Benazir Bhutto aus Pakistan. Theresa war 20, Philip 21, beide schon überzeugte Tories. Er stammt aus der Gegend von Liverpool, Familie Mittelstand, der Vater Schuhvertreter, die Mutter Französischlehrerin. An der Uni leitete er die Oxford Union Society, einen elitären Debattierklub, aus dem führende Köpfe des Landes hervorgingen. Er schloss als Historiker ab (sie in Geografie) und wollte sofort Geld verdienen als Banker. Die letzten elf Jahre arbeitete er für Capital Group, einen der grossen globalen Investmentfonds. Als Theresa Regierungschefin wurde, bescheinigte ihm die Firma, Philip May übe keinerlei exekutiven Funktionen aus und sei «weder in Währungsgeschäften noch im Portfoliomanagement» tätig. Sein Job sei es, die Kunden bei Laune zu halten.

Bevor sie am 13. Juli letzten Jahres in Downing Street 10 einzogen, wo in glücklicheren Zeiten Cherie Blair noch im Morgenmantel dem Telegrammboten die Tür öffnete, lebten die Mays im grünen Wimbledon. Ihr Sport ist aber nicht Tennis, sondern, *very British*, das steife Cricket. Der Chemiker Joachim Sauer, der unsichtbare Ehegatte Angela Merkels, hatte beim Lady's Program der Mächtigen mit Mister May endlich einen Rollenpartner gefunden. Nicht bekannt ist, ob die beiden auch pokern. Peter Hartmann



Neue Hoffnung: Kanzlerin Merkel, Präsident Macron.

weniger auf andere verlassen könne, in den Wind gesprochen. «Europa» kann das nicht, es müsste zuerst einmal Gestalt annehmen. Unter deutscher Führung wird das sicher nicht geschehen.

Die Abhängigkeit Europas von Amerika bleibt. Sie ist seit dem Ende des Kalten Kriegs eher noch stärker geworden. Die Nervosität der Europäer über Trump belegt, dass sie die Nato als Einbahnstrasse, als einseitige amerikanische Verpflichtung für ihre Sicherheit, betrachten. Nach der Implosion der Sowjetunion geisterte das Wort von der allein übriggebliebenen Supermacht durch die Räume der Think-Tanks in Washington, die den intellektuellen Unterbau der Aussenpolitik liefern. Das war und ist ein Hirngespinnst und vor allem nicht das, was die Amerikaner wollten.

### Resultat des Tohuwabohu

Denn gewählt wurden nach 1991: Clinton, Bush II, Obama und Trump – alle aussenpolitische Novizen mit lokalpolitischem Stallgeruch gegen erfahrene Gegner, die von Amerikas Ordnungsfunktion in der Welt überzeugt waren. Offensichtlich sah die Wählerschaft die amerikanische Weltpolitik nicht als Dauerzustand. Als der Widersacher kollabierte, sollte der Rückzug beginnen, zusammen mit dem «nation-building at home» – so ähnlich wie bei Churchill, der unmittelbar nach dem Krieg abgewählt wurde.

Dass Amerikas Abkehr von der Weltpolitik nicht so einfach ist, wie den Wählern vorgegaukelt wurde, ist eine andere Sache. Der Abzug aus dem Irak führte direkt in den Syrienkrieg und dieser zur Flüchtlingswelle und militärisch wieder zurück in den Irak.

Das Dilemma ist offensichtlich. Im jüngsten Wahlkampf gab es keine Debatte über die Aussenpolitik, die den Namen verdient. Es brauchte aber jemanden, der diese Zusammenhänge beharrlich, mit Engagement und Vernunft und verständlich erklärt.

Für die Politik der Gegenwart ist das viel verlangt, denn Aussenpolitik, Transparenz und Demokratie harmonieren nicht immer. Täuschung ist seit je ein Element der Politik, in der Erfolg meistens die Mittel heiligt. Amerika war neutral, als Präsident Roosevelt die Briten in ihrem Existenzkampf gegen Hitler im Geheimen unterstützte. Damit führte er die Öffentlichkeit hinters Licht, lange vor Pearl Harbor und dem Kriegseintritt in Europa.

Statt ihre Fehler und Illusionen im letzten Vierteljahrhundert einer mitleidlosen Analyse zu unterziehen, schiessen sich die Europäer auf Trump ein. Er funktioniert als Blitzableiter für das eigene Unvermögen. Doch ist er nicht Ursache, sondern Resultat des Tohuwabohu. Bis diese Erkenntnis einsinkt, wird diese Zeit der Wirren andauern.

## Geschichte

# Was nicht sein darf, kann nicht sein

*Von Rico Bandle* — In der Debatte um abgewiesene jüdische Flüchtlinge im Zweiten Weltkrieg hantiert die NZZ mit falschen Zahlen. Das Vorgehen ist symptomatisch.

Es war ein Erdbeben in der neueren Schweizer Geschichtsschreibung. Vor drei Wochen präsentierte die Genfer Historikerin Ruth Fivaz-Silbermann die Resultate ihrer zwanzig Jahre andauernden Forschung über jüdische Flüchtlinge in der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs. Vor allem eine Zahl gab zu reden. Der Bergier-Bericht sprach von mindestens 24 500 Flüchtlingen, die während der Kriegsjahre 1940 bis 1945 an der Grenze zurückgewiesen worden waren. Dabei habe es sich «zu einem grossen Teil um Juden» gehandelt. Fivaz' minutiöse Forschungsarbeit kommt auf maximal 4000 abgewiesene Juden, davon sei maximal ein Viertel von den Nazis deportiert worden. Aufgenommen hat die Schweiz etwas mehr als 21 000 jüdische Flüchtlinge.

Historiker und Journalisten griffen Fivaz für die Zahl sofort an: Die Methode sei nicht nachvollziehbar, ja abenteuerlich, wurde behauptet. Dabei ist die Herleitung transparent. Auch um die Schwächen der Methode macht Fivaz kein Geheimnis. Vor allem an der Deutschschweizer Grenze bestehe noch erheblicher Forschungsbedarf, sagt sie selbst. Allerdings hat sie, wo Unsicherheiten bestehen, dermassen vorsichtig gerechnet, dass die Zahl mit grosser Wahrscheinlichkeit nicht mehr erheblich nach oben korrigiert werden wird.



Neue Zahlen: Schweizer Grenze, 1945.

Die Nervosität unter den meinungsführenden Fachleuten ist spürbar. Exemplarisch für die Verwirrung steht der Beitrag in der *Neuen Zürcher Zeitung* von Jörg Krummenacher, einem Journalisten, der als Autor eines leserwerten Buches über die Flüchtlingspolitik in der Ostschweiz vor und während des Kriegs eigentlich bestens informiert sein sollte. In seinem letzte Woche erschienenen Artikel zählt er fein säuberlich von Fivaz «ignorierte» Rückweisungen an den Grenzen zu Basel-Stadt, Schaffhausen und St. Gallen auf. Dabei kommt er auf «mindestens 4000» Rück- und Abweisungen, die Fivaz allein dort ausgelassen habe.

Bloss: Dabei handelt es sich fast ausschliesslich um Fälle vor Kriegsbeginn. Das legt der Autor auch offen. Doch damit fällt die gesamte Kritik an Fivaz in sich zusammen. Denn ihre Studie bezieht sich explizit nur auf die Kriegsjahre 1940 bis 1945. Genauso wie der Bergier-Bericht bei seiner Zahl von 24 500 Rückweisungen.

Ist das bloss ein peinlicher Fehler? Oder eine bewusste Irreführung? Tatsache ist: Die Historiker und Publizisten, die viele Jahre lang nicht stark genug die Schuld der Schweiz betonen konnten, reagieren mit reflexartiger Abwehr gegen alles, was eine etwas differenziertere Betrachtung der damaligen Politik erlaubt. Bergier-Historiker Jakob Tanner kritisiert «eine unnötige Politisierung der Forschungsergebnisse zur Schweiz im Zweiten Weltkrieg» durch Fivaz' Forschung. Aber wer politisiert denn hier etwas? Bislang nur diejenigen Professoren und Journalisten, die die unliebsamen Resultate präventiv bekämpfen, oft ohne die Studie im Detail zu kennen.

### Ideologie bestimmt die Fakten

Wie selektiv zuweilen mit den Ergebnissen umgegangen wird, zeigt wiederum der besagte NZZ-Artikel. Fivaz hat auch herausgefunden, dass Schweizer Botschaften und Konsulate 16 000 Juden ein Einreisevisum verweigert haben. Bislang war man von 14 500 ausgegangen. Das findet der NZZ-Autor (zu Recht) eine wichtige Erkenntnis, die er unhinterfragt übernimmt. Die tiefere Zahl der Rückweisungen an der Grenze hingegen – obschon von derselben Forscherin hervorgebracht – tut er kurzerhand als «weder fundiert noch relevant» ab. Deutlicher kann man nicht aufzeigen: Zustimmung erhält nur, was ins ideologische Raster passt.

# Wie ich zum alten Lüstling wurde

Von Linus Reichlin — Die ganze Welt hat sich gegen Männer meines Alters verschworen, wenn es um junge Frauen geht. Aber unsere Zeit wird wieder kommen.

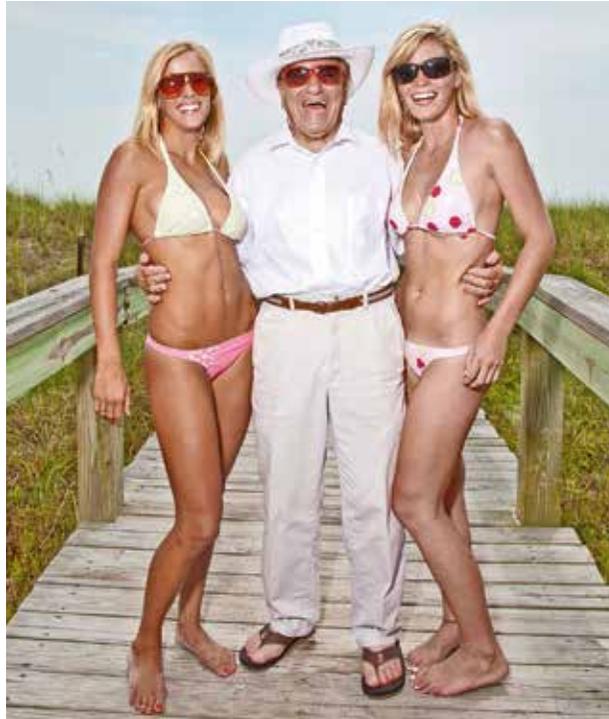
Da sitzt also dieser Minirock in der S-Bahn, direkt vor meinen geweiteten Pupillen, und ihre Knie berühren bei jeder Bremsung kurz die meinen, weil sie so lange Beine hat, und dann dreht sie sich jeweils weg, schlägt diese Wunderwerke der Selbstorganisation der Materie übereinander, nur um dann aber ihre Beine wieder auszustrecken, und ich muss an eine vierspurige Autobahn denken mit dem Grünstreifen in der Mitte. Es ist Sommer, und ich bin sechzig, und sie ist schätzungsweise im ersten Semester, vermutlich Kunstgeschichte, denn sie liest ein Buch über Florenz, aber keinen Reiseführer, sondern «Die Medici – Herren über Florenz und die Kunst», und da könnte ich ein Wörtchen mitreden, denn ich wollte einmal einen Roman über einen mürrischen florentinischen Philosophen der Renaissance schreiben, der seine Epoche hasste und da Vinci für einen Faulpelz hielt.

## Der Geldduft an Vernissagen

Der Vorteil eines älteren Mannes gegenüber einem jungen ist ja die viel grössere Datenmenge, über die er verfügt, das heisst, ich hätte die junge Frau mit Leichtigkeit in eine für sie erstaunlich lebendige und bereichernde Diskussion über den vollkommen überschätzten da Vinci entführen können. Sehr schnell hätte sie mich mit ihren kastanienbraunen Augen angeschaut und gesagt: «Das habe ich noch gar nie von dieser Seite her betrachtet.» Ja, natürlich nicht, denn wenn man jung ist, hat das Dreieck nur eine Seite, und der Kreis ist oben noch weit offen. Diese geometrischen Lücken im Leben einer bildhübschen, intelligenten jungen Frau hätte ein Mann wie ich schliessen können, und sie hätte es sicherlich genossen, in einem Hotelzimmer in Florenz, Piazza della Libertà, auf einem Kingsize-Bett bei offenem Fenster und wehenden weissen Vorhängen, vor denen meine löchrigen Socken liegen.

Aber ich hütete mich, auch nur ein einziges Wort zu ihr zu sagen, denn uns trennten vierzig Jahre. Hätte ich über diese grandcanyonartige Altersdifferenz hinweg etwas zu der Frau gesagt, hätte es in den Ohren unserer Mitpassagiere geklungen, als würde ich schreien: «Ah, ich sehe, Sie interessieren sich für Florenz! Die Medici! Hemmungsloser Sex in allen Stellungen! Sind Sie an solchen Dingen inter-

essiert?» Das Gebot lautet: Wenn du sechzig bist, sollst du mit einer wesentlich jüngeren Frau niemals unnötig Kontakt aufnehmen, sondern nur, wenn ein für alle Zeugen erkennbarer nichterotischer Grund vorliegt, etwa, wenn die blonde Zahnarztgehilfin, die diesen



Rasante Fortschritte in der Neuro-Robotik.

küssenswerten Leberfleck am Hals hat, dir mit ihren schlanken Fingern das Lätzchen umbindet und du fragst: «Wird es sehr wehtun?»

Die ganze Welt hat sich gegen Männer meines Alters verschworen, wenn es um junge Frauen geht. Man kriegt von niemandem Unterstützung, wenn man mal nicht aufpasst und plötzlich neben drei jungen Frauen steht, wie ich an

## Aber ich hütete mich, auch nur ein einziges Wort zu ihr zu sagen, denn uns trennten vierzig Jahre.

der Vernissage letzte Woche, und wenn man dann den Fehler macht, für eine der Frauen die Preisliste aufzuheben, die ihr aus der Hand gefallen ist. Ja, ich bückte mich extra, was bei meinen Rückenproblemen keine Selbstverständlichkeit war, aber als ich mich mit einem leichten Kreuzschmerz wieder aufrichtete und ihr die Preisliste gab, erntete ich von der Frau ein abweisendes Lächeln und von den Umstehenden

bekümmerte Blicke: «Wird er sie jetzt gleich unter der Gürtellinie anmachen, der alte Sack?»

Aber der springende Punkt war die Preisliste: Das Girl war keine 25 und verströmte schon diesen Geldduft, der einem an Vernissagen in die Nase steigt. Es ist ein wunderbarer Duft, ich rieche ihn sehr gern an Leuten, aber man müsste ihn als Mann durch einen sehr starken eigenen Geldduft übertrumpfen, um unter diesen Bedingungen noch an eine junge Frau zu kommen. Ich erinnerte mich an mein Gespräch mit Joe, letztes Jahr in Alice Springs. Joe verkaufte vor dem Employment-Center seine Bilder mit traditionellen Aborigines-Motiven, und so sprachen wir über Tradition, und Joe sagte, sein

Grossvater habe damals mit 72 noch eine Sechzehnjährige geheiratet, das sei gang und gäbe gewesen, seit 20 000 Jahren. Alte Männer seien die erfahreneren Jäger gewesen und hätten folglich mehr Fleisch nach Hause gebracht als die jungen. Sie hätten ihre Frauen in der Regel besser behandelt und sie notgedrungen sexuell mehr in Ruhe gelassen als die jungen Burschen. Für eine junge Frau sei es also von Vorteil gewesen, unter die Decke eines «old tree» zu schlüpfen, sie habe dort Sicherheit, Wohlstand und ein «Vögelchen» vorgefunden, das nach einem Mal Zwitschern Ruhe gegeben habe.

Aber dann setzte sich auch in Australien die Idee durch, dass Frauen neben der Hausarbeit auch noch in der Fabrik oder im Büro arbeiten sollten – diese Verdoppelung weiblicher Produktivität ist unter dem Begriff Feminismus bekannt geworden. «Seit sie ihr eigenes Geld verdienen», sagte Joe, «brauchen sie Männer nur noch fürs Vergnügen, und dafür nehmen sie lieber junge.» Kann sein, dass seine Argumentationskette etwas wacklig war, aber

im Grossen und Ganzen hatte Joe recht. Der *dirty old man* ist, wie so vieles, ein ökonomisches Phänomen, das sofort wieder verschwinden wird, wenn die Frauen nicht mehr arbeiten, zum Beispiel, weil sie durch Roboter ersetzt werden. Dann werden sie einem «old tree» wieder bittend in die Augen blicken und sagen: «Ich bin achtzehn und wunderschön. Darf ich dir das Wärmepflaster applizieren?»

Ich verfolge die rasanten Fortschritte in der Neuro-Robotik mit gesteigertem Interesse. Die Firma Honda hat bereits einen marktfähigen Service-Roboter namens Asimo entwickelt, der das Zeug dazu hat, die jungen Frauen zurück in Armut und Abhängigkeit zu stürzen. Aber bis zum Eintritt einer flächendeckenden Wirkung werde ich achtzig sein, und in dem Alter möchte ich eigentlich gar keine junge Frau mehr haben. Ich möchte dann nur noch einen guten Arzt haben und Kreuzfahrten machen. Also: Junge Ladys, die etwas von mir wollen, sollten sich besser jetzt gleich hinten anstellen, solange ich Kreuzfahrten noch verabscheue. ○

## Kult des neuen Menschen

Von Jürg Altwegg — Emmanuel Macron trifft den Zeitgeist und geht über Wasser. Er versöhnt Frankreich mit sich selbst, genießt die Immunität des Monarchen – und bleibt letztlich unfassbar. Von einer Reform des Wahlrechts, das ihm eine Mehrheit ohne Opposition beschert, will er vorläufig nichts mehr wissen.



«Das dritte Geschlecht»: Staatschef Macron am 12. Juni vor dem Elysée.

Man stelle sich Frankreich als kleines Dorf vor mit hundert Einwohnern. Ein Drittel war für die Wahl zu jung, eingewandert oder nicht eingeschrieben. Die Hälfte der Wahlberechtigten verweigerte sich dem Gang ins Abstimmungslokal. Elf Bewohner gaben ihre Stimme Macrons Kandidaten – und sollen damit einen «Tsunami» ausgelöst haben.

Gnadenlos hatte in den Wochen zuvor die Fünfte Republik ihre Politiker gefressen. Bei der Wahl ins Parlament erfasst das Politikersterben auch noch die Parteien aus der Welt von gestern, in der es eine Linke und eine Rechte gab. Die Spaltung ging auf die Revolution zurück, seither war Frankreichs Geschichte ein Kampf zwischen Revolution und Reaktion. Die Konterrevolution feierte ihren letzten Triumph unter Vichy, zu dessen Remake der Front national – mit Le Pen als Wiedergänger Pétains – hochstilisiert wurde. Nach Brexit, Trump und einem Sieg der Rechten im langjährigen Kulturkampf um die ideologische Hegemonie



auf Kosten der Linken schien das Szenario Wirklichkeit zu werden. War alles nur ein Spuk aus dem Geist der unbewältigten Vergangenheit? Napoleon hatte Frankreich aus den Wirren der Revolution geführt und gleichzeitig ihre Ideale in die Welt getragen. Charles de Gaulle rettete das Land nach seiner schlimmsten Niederlage 1940 in London und überwand die Unstabilität des Nachkriegs mit seiner Verfassung für die Fünfte Republik als «Wahlmonarchie». De Gaulle verabschiedete sich aus der Nato, baute die Atombombe und gab im Kalten Krieg den Führer der Dritten Welt auf dem dritten Weg zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Majestätisch probte ihn Macron zwischen Trump in Brüssel und

Putin in Paris. Er will den historischen Pendelschlag zum Stoppen bringen. Auch der französische Faschismus war «weder links noch rechts», wie der israelische Historiker Zeev Sternhell aufzeigte. Man tut dem Präsidenten kein Unrecht, wenn man die Beliebtheit seiner Bewegung mit Pétains «nationaler Revolution» vergleicht: 40 von 41 Millionen Franzosen waren unter Vichy «Pétainisten», und das hinderte sie nicht daran, de Gaulle beim Einzug in Paris mit gleicher Inbrunst zuzujubeln. Kurz vor der Stichwahl und am 10. Juni – zum Jahrestag – schon wieder hat Macron Oradour besucht, den emblematischsten Ort der deutschen Kriegsverbrechen in Frankreich. Mit viel Aufwand werden die Ruinen des ausgebrannten Dorfs ständig renoviert. Nur von hier aus kann Macron das Arbeitsrecht und das Sozialwesen reformieren. Sie stehen im Herzen des französischen Gesellschaftsvertrags, der auf den antifaschistischen Widerstand zurückgeht und von den

Gaullisten und den Kommunisten geschlossen wurde.

Hinzu kamen immer nur neue Bestimmungen, Regeln, Abgaben. In gedruckter Form soll das Arbeitsrecht mehr als ein Kilo wiegen – wenn man im Internet nach ihm sucht, stösst man auf das Gewicht, das ein Angestellter tragen darf. Zu mehr als 55 Kilogramm kann ihn der Arbeitgeber nicht zwingen – mit ärztlicher Erlaubnis allerdings bis 105 Kilogramm.

### «Ein bisschen Mann, ein bisschen Frau»

120 000 Beamtenstellen will Macron streichen und im Staatshaushalt 60 Milliarden Euro einsparen: 25 Milliarden bei den Sozialleistungen, 15 Milliarden im Bereich der Krankenversicherung, wo die Verwaltungskosten enorm sind, 10 Milliarden bei der Arbeitslosenentschädigung. Mit Europa wartet er bis nach der Wahl in Deutschland. Die Entsendung von Arbeitskräften, die dem System des Heimatlands unterstellt bleiben und die Konkurrenz verzerren, soll auf ein Jahr beschränkt werden.

Für 80 Prozent der Bevölkerung fällt die lokale Wohnsteuer weg. Die Vermögenssteuer erfasst nur noch den Immobilienbesitz. Diese Massnahme ist gut für die Wirtschaft und trifft vor allem die Rentner. Der neue Schulminister betreibt eine konservative Bildungspolitik: Das von den Sozialisten verbotene Sitzenbleiben wird wieder erlaubt, die als «elitär» abgeschafften zweisprachigen Klassen dürfen weitermachen.

Frankreich zelebriert den Kult der Jugend und des «neuen Menschen». Michel Houellebecq hatte Macron als «Mutierenden» porträtiert. Nicolas Sarkozy nannte ihn «androgyn»: «Ein bisschen Mann, ein bisschen Frau. Das ist die neue Mode.» Macron selber hat sich geschickt als Inkarnation eines «dritten Geschlechts» der Politik «weder links noch rechts und beides zugleich» profiliert. «Die Demo-



Premier Philippe (l.), Justizminister Bayrou.

kratie kann sich nicht selber genügen», stellte er schon 2015 fest: «In der französischen Politik ist der König der Abwesende», und in der Folge habe man versucht, diese Leere zu füllen. Macron nennt es «die napoleonischen und gaullistischen Momente» der Geschichte. Seit dem Rücktritt de Gaulles stehe «im Herzen der französischen Politik ein leerer Stuhl».

Kein Sterblicher hat damals daran gedacht, dass – und wie! – Emmanuel Macron diesen Thron besteigen könnte. In seinem Buch «Revolution» mit seinem Wahlprogramm und Werdegang bekennt er sich zum französischen Mythos des dritten Wegs: «nicht die Arbeitsplätze, sondern die Arbeitnehmer beschützen», «links und liberal» vereinigen. Die Parteien braucht er für seine Synthesen und Reformen so wenig wie Napoleon und de Gaulle. Nur die Unterstützung des Volkes, das ihm umso hilfreicher ist, je weniger es sich an der Demokratie beteiligt. Der tiefen Stimmbeteiligung verdankt Macron seine hohe Zahl von Abgeordneten.

### «Moralisierung des öffentlichen Lebens»

Er genießt die absolute Immunität des Monarchen. Ein rassistischer Witz über die Komorer, die auf ihren Booten nach Mayotte fliehen und zu Tausenden ertrinken? Sarkozy hätten sie gelyncht. Dass er die Korrespondenten, die ihn nach Mali begleiten durften, selber auswählte? Das würde nicht einmal Trump einfallen. Die Zeitung *Liberation* wurde mit einer Klage wegen «Hehlerei» vertraulicher Dokumente eingedeckt. Dass Justizminister François Bayrou beim staatlichen Rundfunk anruft, um Recherchen über die Abgeordneten seiner Partei im Europaparlament zu stoppen: Was soll's. Bayrou erarbeitet gerade ein Gesetz zur «Moralisierung des öffentlichen Lebens», nach dessen Kriterien Macrons Minister Richard Ferrand zurücktreten müsste.

Sein Premier Edouard Philippe prüft, wie er zahlreiche Massnahmen des Ausnahmezustands ins Gesetz übernehmen könnte. Massive Einschränkungen der bürgerlichen Rechte und Freiheiten wären die Folge. Für den Philosophen Michael Foessel plant Macron den «wirtschaftsliberalen autoritären Staat». Die Altlinken und die neurechten Intellektuellen misstrauen dem Präsidenten gleichermassen. Von einer Reform des Wahlrechts, das ihm eine Mehrheit ohne Opposition beschert, will er vorläufig nichts mehr wissen. Auch Mitterrand hatte die gaullistische Verfassung heftig kritisiert, bevor er sich meisterhaft und skrupellos ihrer Möglichkeiten zum Machterhalt bediente. Erst im dritten Anlauf war er Präsident geworden, dann blieb er es vierzehn Jahre lang. Und das Buch mit seiner Kritik der Fünften Republik wurde aus dem Verkauf gezogen – sein Titel: «Der permanente Staatsstreich».

Mehr zum Thema: Seite 46

## «Millennials»

# Allons les enfants

Von Wolfgang Koydl — Europas Jugend erobert die Politik und marschiert hinter Macron.



Jünger, cooler: Macron-Fans in Paris.

Will man die europaweite Begeisterung für Emmanuel Macron verstehen, muss man nur das andere Politpersonal mit den Augen eines Millennial betrachten. Was verbindet einen Zwanzigjährigen mit Angela Merkel, Mariano Rajoy oder diesem Italien-Premier, dessen Namen niemand kennt?

Macron ist nicht nur jünger, cooler und besser angezogen als diese Geriatrie-Gruppe. Mit ihm kann man sich identifizieren, als einem Gleichgesinnten, der die Nase voll hat vom Establishment, von rechts und links, populistisch oder sozialistisch und dem ganzen Krempel.

### Konstrukt von gestern

Dass gerade er zum Establishment gehört, spielt keine Rolle. Entscheidend sind der Schein, der Eindruck, die Vision. Dies ist schliesslich die erste Generation, die mit einer virtuellen Welt gross geworden ist.

Bislang waren die Millennials unpolitisch. Das wurde von den Alten zwar beklagt, kam ihnen aber zupass. Viele der jüngsten Schockergebnisse an den Urnen – ob Brexit oder Trump – kamen mit den Stimmen ergrauter Babyboomer zustande. Doch nun melden sich die Jungen zurück – und erschrecken ihrerseits das Establishment mit Wahlergebnissen: Macrons Durchmarsch gehört dazu, aber auch die britische Wahl. Dort stieg der Anteil der Jungwähler von 43 auf 69 Prozent.

Die Jugendwelle belebt auch die EU. Deren Errungenschaften – offene Grenzen und freie Jobwahl überall auf dem Kontinent – wollen die Jungen nicht verlieren. Vermutlich werden sie enttäuscht werden. Denn das Konstrukt der EU bleibt genauso von gestern wie Merkel, May und dieser Italiener, den niemand kennt. Was wie eine Verjüngungsspritze aussieht, ist eher ein Schuss für einen Junkie. Er fühlt sich momentan besser, aber sein Zustand ist desolat.

## Personenkontrolle

**Sommaruga, Schneider-Ammann, Ross, Trump, Hernandez, Müller, Bäumle, Rigozzi, Projer, Amherd, Candinas, Wertli, Jauch, Curau, Karges, Koller, Metzler, Sonderegger, Meyer, Weyeneth, Käser**

Simonetta Sommaruga (SP) und Johann Schneider-Ammann (FDP), Oberregulierer bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI), liefern sich seit Wochen einen heftigen Kampf um Details. Die Justizministerin und der Wirtschaftsminister sollen, gestützt auf den Umsetzungsentscheid des Parlaments, die Verordnung zur MEI ausarbeiten. Das ist einfacher gesagt als getan. Es gibt fundamentale unterschiedliche Ansichten dazu, ab welchem Schwellenwert (zum Beispiel ab welcher Arbeitslosenquote) Massnahmen zur Förderung von Stellensuchenden ergriffen werden. Sommaruga will bei 5 Prozent eingreifen, Schneider-Ammann erst ab 8 Prozent. Bisher fand man keinen Kompromiss. Und die anderen Bundesräte werden langsam ungeduldig. (hmo)

Bundesrat **Schneider-Ammann**, Humorist, besuchte Anfang Juni die USA. Ein in Washington anberaumtes Treffen mit Handelsminister **Wilbur Ross** sagte dieser nur Minuten vor dem geplanten Termin ab, weil er zu **Donald Trump** ins Weisse Haus musste. Stattdessen wurde der Schweizer Wirtschaftsminister – so vermeldete ein Sprecher Schneider-Ammanns via SDA – von «Israel Hernandez, der Nummer drei im US-amerikanischen Handelsministerium», empfangen. Auf Anfrage bestätigt Schneider-Ammanns Departement, Ross' Vertretung sei von den Amerikanern als «acting number 3», also als kommissarische Nummer drei des Handelsministeriums vorgestellt worden. Das gibt Rätsel auf, findet sich doch der Name Hernandez nirgends bei den Top-Funktionären der Trump-Regierung (weder bei den vom Senat bestätigten noch bei den nominierten). Tatsächlich lautet der Titel von Hernandez denn auch «Deputy Chief of Staff to the Secretary of Commerce performing the delegated duties of Acting Under Secretary of Commerce for International Trade». Schneider-Ammann wurde also mit einem ziemlich subalternen Beamten abgespeist. Immerhin: Ein paar Tage später, an einer Konferenz in Virginia, fand Minister Ross dann doch noch Zeit für den hohen Gast aus Bern. (fsc)



Auf Irrwegen: SBB-Chef Meyer.



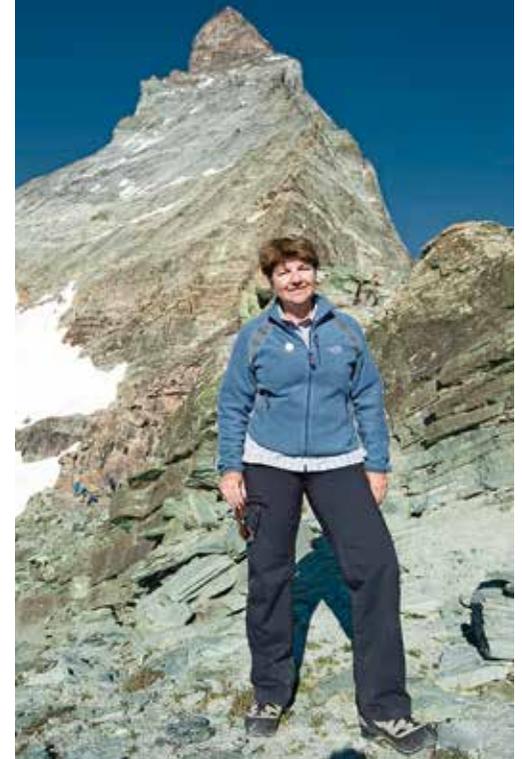
«Nahe am Nullpunkt»: GLP-Präsident Bäumle.



Comeback: alt Nationalrat Weyeneth.



«Goofen»-Bändiger: FDP-Ständerat Müller.



Ekstase: CVP-Nationalrätin Amherd.

**Philipp Müller** (FDP), Brachialrhetoriker, gab am letzten Sonntag wieder einmal eine Kostprobe seiner Respektlosigkeit. Auf Telezüri sprach der Aargauer Ständerat (FDP) konsequent von «Goofen». Es ging um den Einkaufstourismus. Der Mehrwertsteuer-Freibetrag bei Einkaufstouren jenseits der Grenze beträgt 300 Franken pro Kopf, womit es für Familien von Vorteil ist, ihre Kinder möglichst mitzunehmen. Müller hätte auch einfach von «Kindern» sprechen können, um diesen Aspekt hervorstreichen. Der ehemalige Parteipräsident brauchte das abschätzigste Wort «Goofen» aber wohl, um als besonders tougher Politiker zu erscheinen. (are)

**Martin Bäumle**, Technokrat, jongliert als Chemiker und Atmosphärenwissenschaftler gerne mit Zahlen. Der Gründungspräsident der Grünliberalen diagnostizierte nach den Wahlen 2015, das Vertrauensverhältnis zwischen den Mitteparteien liege «nahe am Nullpunkt». Seiner eigenen Partei prognostiziert der abtretende Präsident allerdings eine rosige Zukunft. Die Chance, dass es die

Grünliberalen in zehn Jahren noch gibt, beziffert Bäumle gegenüber der *Aargauer Zeitung* auf 100 Prozent. Die Wahrscheinlichkeit, dass seine Gruppierung in zehn Jahren einen Bundesrat stellen wird, liege bei unter 50 Prozent. Bäumle ist soeben 53-jährig geworden. Die Aussicht, dass er selber noch Landesvater wird, liegt somit bei höchstens 1 Prozent. (rz)

**Christa Rigozzi**, Sekundantin, hat mit ihrem sonntäglichen Auftritt an der Seite von SRF-«Arena»-Dompteur **Jonas Projer** die Fernsehnation elektrisiert. Doch wenn es nach der CVP geht, war nicht die blonde Tessinerin der Superstar des Abends, sondern die dunkelhaarige Walliser CVP-Nationalrätin **Viola Amherd**. Diese sei «bei weitem die kompetenteste Teilnehmerin in dieser Diskussionsrunde», twitterte der restlos begeisterte CVP-Nationalrat **Martin Candinas**. CVP-Generalsekretärin **Béatrice Wertli** pflichtete auf dem gleichen Kanal bei: «Ich würde den anderen Teilnehmern der SRF-«Arena» empfehlen, Viola Amherd zuzuhören.» **Thomas**

**Jauch**, Kommunikationschef der CVP, fügte hinzu: «Ruhiger, überlegter und kompetenter Auftritt von Viola Amherd.» Und CVP-Kampagnenleiterin **Laura Curau** war am Folgetag noch immer in Ekstase: «Klartext von Viola Amherd in der gestrigen <Arena>!» Was also muss die Rigozzi besser machen? Sie sollte der CVP beitreten. (rz)

**Gido Karges**, freisinniger Winkelried, versucht das Unmögliche. Der Geschäftsführer einer Firma für Medizintechnik hat mit einer Handvoll Gleichgesinnter in Appenzell Innerrhoden eine FDP-Kantonalpartei gegründet. Damit wird der letzte weisse Fleck auf der freisinnigen Landeskarte getilgt. Gleichzeitig gerät die letzte katholisch-konservative Bastion in Gefahr. Gegen die CVP war bisher im Halbkanton am Fuss des Säntis kein Kraut gewachsen. Sie stellte mit **Arnold Koller** und **Ruth Metzler** zwei Bundesräte, sie besitzt ein Abonnement für die beiden Sitze in den eidgenössischen Räten. Auch im Kantonsparlament sind die Kräfteverhältnisse derart klar, dass die fünfzig Mitglieder im Staatskalender ohne Hinweis auf ihre (CVP)-Parteizugehörigkeit aufgeführt sind. Der tollkühne Gido Karges kann sich immerhin an **Carl Justin Sonderegger** orientieren. Die Innerrhoder Wähler schickten den Stickereifabrikanten von 1875 und 1906 mehrfach als Parlamentarier nach Bundesbern. Obschon braver Katholik, war Sonderegger ein glühender Liberaler. (rz)

**Andreas Meyer**, Zugfahrer, konnte vergangene Woche nicht rechtzeitig an der jährlichen Klausur von Bundesrat und bundeseigenen Unternehmen teilnehmen. Stundenlang warteten Bundespräsidentin Doris Leuthard und die anderen Anwesenden vergeblich auf den SBB-CEO. Diesmal war aber nicht die SBB die Ursache für Meyers Verspätung. Gemäss gutunterrichteter Quelle hat sich Meyer lupenrein verfahren. Er stieg in Bern in den Zug nach Basel ein und nicht in den nach Luzern, wo das Meeting stattfand. Und wir stellen beruhigt fest, dass ein solches Missgeschick auch einem routinierten Bahnfahrer wie Meyer passieren kann. (hmo)

**Hermann Weyeneth**, Polit-Rentner, feierte ein Comeback. Das Urgestein der Berner SVP, das noch aus dem Ruhestand die Berner Gefängnisaffäre ins Rollen und den Berner Polizeidirektor **Hans-Jürg Käser** (FDP) in Bedrängnis gebracht hatte, nahm nach zehn Jahren erstmals wieder an einem Fraktionsausflug der SVP teil – zur Klosterinsel Rheinau. Bisher hatte sich der langjährige Berner Nationalrat bloss noch beim traditionellen Jahrestreffen der ehemaligen SVP-Politiker gezeigt, das das Generalsekretariat in Bern organisiert. «Mändu», wie ihn alle rufen, wird im Juli 74 Jahre alt. (hmo)

## Nachruf



*An eine Rolle gekettet:* Schauspieler West.

**Adam West (1928–2017)** — Es gibt Mimen, die haben das Pech, gnadenlos an eine Rolle gekettet zu sein – fast bis ans Lebensende. Einer von denen war der amerikanische Schauspieler und Synchronsprecher Adam West, mit bürgerlichem Namen William West Anderson. Der Mann, der zwar erst Literatur und Psychologie studierte, aber dann eine typisch amerikanische Jobkarriere machte – vom Cowboy über den Truckfahrer und den Milchmann bis zum Surfer – wurde als Kleinstarsteller in diversen TV-Serien als das ideale Gesicht für den Comic-Helden Batman entdeckt, worauf sein Schicksal be-

siegelt war. Von 1966 bis 1968, in 120 Folgen, spielte er den Multimillionär Bruce Wayne, der in der Pyjama-artigen Dienstkleidung für Recht und Ordnung kämpft. Es war ein genialer Schachzug der TV-Gesellschaft ABC, die für die 19-Uhr-30-Schiene eine bei der Jugend beliebte Comic-Figur suchte.

«Dick Tracy» und «Superman» standen zur Auswahl, aber Produzent William Dozier entschied sich für «Batman». Er habe in der Figur, bekannte er, sofort die unfreiwillige Komik erkannt und konnte mehrere Fliegen mit einer Klappe schlagen: Jux, Abenteuer – und die Tugend einer asexuellen Moral lobpreisen. Der Pilotfilm war für die damaligen Verhältnisse sehr teuer, 300 000 Dollar, und galt, vor handverlesenem Publikum, als reichlich schräg. Der bizarre Held in dem komischen Kostüm stellte die verrücktesten Dinge an und hantierte mit eigenartigen Waffen wie dem «Anti-Hai-Spray».

Doch als der Film ausgestrahlt wurde, schlug er wie ein Bombe ein und wurde zum Kult, auch natürlich dank des sportlichen Ex-Surfers Adam West, der mit todernstem Gesicht seine Widersacher zur Strecke brachte. Grössen von Hollywood, wie der Regie-Star Otto Preminger, wollten unbedingt mitspielen. Die Kitschnudel Liberace exaltierte sich passend durch eine Folge. Für West bedeutete das nicht nur Gutes. Als die Serie eingestellt wurde, war er der Figur auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, auch wenn es ihm dann doch gelang, in zahlreichen TV-Serien kleine Rollen zu bekommen. Etwas wirklich Solides war nie dabei. Sein Batman war ihm immer im Weg. *Wolfram Knorr*

## FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

### Wie stark digitalisiert sind die Schweizer KMU?

ab Montag, 19. Juni 2017 um 17.35 Uhr

auf diesen Sendern:



und unter:

[www.fokus-kmu.tv](http://www.fokus-kmu.tv)



Marktwirtschaftliche Ordnung?

## Wirtschaft

# Willkommen, China

Von Beat Gygi und Jon Berkeley (Illustration) — Staatlich vernetzte Investoren aus China kaufen in grossem Stil europäische und auch schweizerische Firmen. Bereits ballt sich populärer Widerstand. Politiker steigen auf die Barrikaden. Heimatschutz ist angesagt. Die Protektionisten irren.

Wegen mangelnder Anmeldungen abgesagt – nur wenige Wochen ist es her, dass der Efficiency-Club Basel einen Anlass zum Thema «Made in China 2025» streichen musste, weil zu wenig Interesse daran vorhanden war. Das ist kaum zu glauben: Das betrifft doch Chinas Industriepolitik und dessen umstrittene Investitionsfeldzüge in alle Welt. Und in Basel sollte man eigentlich hellhörig sein für Chinas Firmenkäufe, wo doch der da ansässige Agrochemie- und Saatgutkonzern Syngenta soeben an den Staatskonzern Chem China gegangen ist. Das Konzept «Made in China 2025» ist praktisch der Plan der chinesischen Regierung zur Automatisierung, Digitalisierung und Aufrüstung der Industrieproduktion, um an die Weltspitze vorzustossen und die Konkurrenz zu verdrängen. Ist das den Schweizern egal?

Nein, dieser Tage hat der Zürcher SVP-Nationalrat Hans-Ueli Vogt beim Bundesrat zwei Anfragen zu chinesischen Investoren eingereicht, die nun Aufsehen erregen. Eine der



Fragen lautete: «In den letzten Jahren sind verschiedene schweizerische Unternehmen (namentlich Syngenta, Gategroup, Swissport, SR Technics) durch ausländische – vor allem chinesische –, staatlich kontrollierte oder finanzierte Unternehmen übernommen worden. Wie beurteilt der Bundesrat die Verstaatlichung schweizerischer Unternehmen, die mit solchen Übernahmen durch ausländische, staatlich kontrollierte Unternehmen verbunden ist?»

Hintergrund der Vorstösse ist Chinas wachsendes Gewicht und machtvolleres Auftreten auf dem weltweiten Markt für Unternehmenskäufe und -verkäufe. Die Grafik (Seite 17) zeigt, wie die Anzahl chinesischer Käufe von Firmen und Beteiligungen in Europa in zehn Jahren

hochgeschwungen ist. Laut den Zahlen des Prüfungs- und Beratungsunternehmens EY wurden 2016 über 300 Unternehmen geschluckt, fast das Achtfache von 2006, dem Jahr vor der Finanzkrise. Die investierten Summen sind in der Grafik ebenfalls dargestellt, da zeigt sich eine Explosion: Die knapp 86 Milliarden Dollar von 2016 machen fast das Dreifache der Käufe im Vorjahr aus.

### Weltweit höchste Aufmerksamkeit

Die Schweiz ist ein Sonderfall. Von der Anzahl her war in Europa zwar Deutschland das begehrteste Land, 68 Firmen gingen da 2016 an die Chinesen, Grossbritannien (47 Firmen) lag an zweiter und die Schweiz mit 14 Verkäufen an sechster Stelle. Aber wertmässig stellte die Schweiz alle in den Schatten. Die Übernahme des Syngenta-Konzerns durch Chem China (für gut 44 Milliarden Dollar) wirkte in der westlichen Welt wie ein Beben. Björn Conrad, Vize-Forschungschef beim China-Forschungs-

institut Merics in Berlin, kommentiert dies so: «Der Fall Syngenta hat weltweit höchste Aufmerksamkeit erregt, er macht sichtbar, wie machtvoll chinesische Investitionen mittlerweile nach Europa kommen.»

Sind solch grosse Firmenkäufe als Machtdemonstrationen zu sehen? Nach Ansicht von Felix Sutter, Präsident der Wirtschaftskammer Schweiz – China und Chef der Asienabteilung beim Prüfungs- und Beratungsunternehmen Pricewaterhouse Coopers, ging es den Chinesen früher sicher ein Stück weit ums Erwerben von Trophäen, aber in jüngerer Zeit stünden die wirtschaftlichen Überlegungen im Zentrum.

Nach seinen Erfahrungen gehe es chinesischen Investoren oft um den Zukauf besserer Technologien, um diese in ihrem Heimmarkt einzusetzen. Das bedeute meist, dass bei den erworbenen Firmen die Arbeitsplätze in der Schweiz nicht besonders gefährdet seien. Die Investoren seien sich bewusst, dass sie mit einer Akquisition hochstehender Unternehmen im Grunde Fachwissen einkauften und dass sie dieses nicht einfach nach China verschieben könnten, sonst würden sie die Leute und das Wissen rasch wieder verlieren. Alles in

## Wann ist es gerechtfertigt, den Spielraum chinesischer Investoren einzuschränken?

allem wollten chinesische Investoren vor allem das Wissen und Können des europäischen Unternehmens mit dem chinesischen Markt kombinieren – was beiden Seiten Vorteile bringe.

Es sei auch nicht so, dass europäische Firmen überrumpelt würden. Vor der Übernahme gebe es oft schon eine gegenseitige Annäherung, etwa als Partnerschaft im Geschäftlichen oder in Form einer Minderheitsbeteiligung. Der Kauf erfolge also oft erst, wenn man sich schon kenne und das Zusammengehen besser beurteilen könne. Das gelte auch in umgekehrter Richtung für Investitionen von Schweizern in China. Nach den Erfahrungen der vergangenen sechs bis sieben Jahre sei das Management der erworbenen Firma in der Regel erhalten geblieben, zumindest auf zweitoberster Ebene. Gebräuchlich sei etwa der Einsatz eines chinesisch-schweizerischen Tandems aus Konzernchef und Finanzchef in der Geschäftsleitung.

Conrad zeichnet ein ähnliches Bild. Chinesische Investoren griffen zumindest in den ersten Jahren oft nicht gross in angestammte Strukturen der erworbenen Firmen ein, das Management werde nicht völlig umgekrempelt. In dieses Bild passen die Argumente der Syngenta-Führung, die im vergangenen Jahr für den Verkauf des Unternehmens an Chem China geworben und dabei argumentiert hat-

te, dass sich Syngenta auf diesem Weg viel besser entwickeln könne, als dies unter der amerikanischen Monsanto der Fall gewesen wäre, die das Schweizer Unternehmen nach einer Übernahme quasi zerlegt hätte. Von etlichen Seiten ist in der Wirtschaft in ähnlichem Tonfall zu hören, chinesische Eigentümer oder Grossaktionäre müsse man fast weniger fürchten als amerikanische.

### Oben auf der Wunschliste

Nationalrat Vogt geht es bei seinen Interpellationen aber vor allem um Grundsatzfragen. «Unvorstellbar, dass der Bund oder ein vom Bund kontrolliertes Unternehmen Syngenta übernommen hätte», schreibt er in der Begründung seiner Eingabe. Wie er im Gespräch darlegt, möchte er in der Schweiz das Bewusstsein schärfen für die Frage, wie man in einer liberalen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung mit Investoren umgeht, hinter denen ein Staat steht, der ganz anderen Prinzipien folgt als private Investoren.

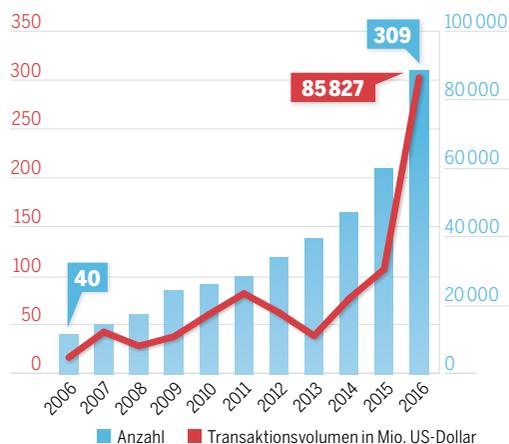
Wie wird die marktwirtschaftliche Ordnung beeinflusst, wenn Unternehmen vom Privateigentum in das Eigentum anderer Staaten übergehen, und wie werden die aussenpolitischen Interessen der Schweiz berührt, wenn Staaten wie China Unternehmenskäufe zur Verfolgung geopolitischer Ziele nutzen? Dass die Schweiz eine liberale Ordnung hat, heisst Vogts Ansicht nach nicht, dass sie alles unbezogen laufen lassen kann. Damit steht die Frage im Raum, wann es gerechtfertigt wäre, den Spielraum chinesischer Investoren einzuschränken.

Ronald Sauser, Experte für Fusionen und Übernahmen bei EY, weist wie andere Wirtschaftsvertreter zunächst einmal darauf hin, dass staatliche oder mit dem Staat verbundene Investoren Vorteile hätten bei der Finanzierung, es falle ihnen leichter als manchem Pri-

»» Fortsetzung auf Seite 19

### Ansturm auf Europas Firmen

Unternehmenszuzäufe oder -beteiligungen chinesischer Unternehmen in Europa



QUELLE: EY

**Beteiligungen schnellten in die Höhe.**

## Übernahmen

### Westliche Aura

Muss sich die Schweiz vor den Chinesen fürchten?

Von Christoph Blocher



Christoph Blocher.

Die momentane Aufregung um den Kauf schweizerischer Firmen durch chinesische Unternehmen ist übertrieben. In einer Marktwirtschaft muss man akzeptieren, dass solche Eigentümerwechsel stattfinden. Es gibt ja

auch Schweizer Firmen, die ausländische Gesellschaften im grösseren Stil erwerben. Problematisch wird es höchstens dann, wenn Unternehmen betroffen sind, die eine kritische Funktion beispielsweise in den Infrastrukturen des Landes wahrnehmen. Ich denke hier etwa an den Flughafen Zürich, die Grossbanken, die *too big* respektive *too important to fail* sind. Für den Verkauf solcher Firmen ins Ausland sollte es eine Genehmigungspflicht geben. Aber diese Frage stellt sich nicht speziell in Bezug auf China, sondern bei sämtlichen ausländischen Übernahmen – egal, wo der neue Eigentümer sitzt.

### Verfehlt Idee

Ein akutes Problem sehe ich aber nicht, da die meisten dieser für die Schweiz zentralen Infrastrukturdienstleister derzeit ohnehin in öffentlichem Besitz sind. Die rein privaten Firmen, die es betrifft, kann man wohl an einer Hand abzählen. Selbst grösste Unternehmen wie Nestlé haben für die Versorgung des Landes keine kritische Bedeutung. Völlig verfehlt ist die Idee aus Kreisen der SP, dass die Nationalbank mit einem Staatsfonds verhindern solle, dass Schweizer Firmen in ausländische Hände geraten. Der Staat versagt als Unternehmer systematisch, wie sich immer wieder zeigt.

Eine Triebfeder für die internationale Expansion der chinesischen Staatsfirmen besteht gerade darin, dass sie von westlichen Firmen lernen möchten. Ich nehme chinesische Investoren als sehr langfristig orientiert wahr. Anders als es oft bei amerikanischen Käufern der Fall ist, geht es den Chinesen fast nie um die Zerschlagung oder Aufteilung des erworbenen Unternehmens. Sie sind von der Aura und vom Wissen westlicher Firmen angezogen.

## «Keine neuen Regulierungen»

**Soll die Schweiz chinesische Investoren aussperren? Eine Umfrage unter Wirtschaftsvertretern und Politikern zeigt: Die Idee ist ebenso schlecht wie chancenlos. Von Florian Schwab**

Gleich zweimal beschwor der *Blick* vergangene Woche auf der Titelseite die gelbe Gefahr: «Aufstand gegen Ausverkauf an die Chinesen» und «Schneider-Amman verteidigt Ausverkauf» prangte in dicken weissen Lettern auf rotem Boulevard-Papier. «Endlich wehren sich die Politiker», freute sich die Zeitung über einen Vorstoss des Zürcher SVP-Nationalrats Hans-Ueli Vogt (siehe Text Seite 16). Prompt witterte Nationalrätin Susanne Leutenegger-Oberholzer (SP) Morgenluft für den Ladenhütervorschlag eines Staatsfonds bei der SNB. Ein solcher könnte zur Verteidigung von Schweizer Firmen gegen chinesische Übernahmen eingesetzt werden, so die Sozialdemokratin aus Baselland. Ihr Parteikollege Jean Christophe Schwaab, Chef der Bankengewerkschaft, hofft gar auf «eine Allianz zwischen der SVP und der SP gegen den Verkauf der Schweiz».

Was denken die wirtschaftspolitisch massgeblichen Kräfte – also Verbände und Wirtschaftspolitiker – über solche Ideen?

Nationalrätin Petra Gössi, Parteipräsidentin der FDP, sieht «zum heutigen Zeitpunkt keine Notwendigkeit für neue Regulierungen». Sie verstehe zwar, wenn «manch einer solche Übernahmen mit Skepsis beobachtet». Solange «die chinesischen Mehrheitsaktionäre sich aber an unsere Regeln halten, habe ich nichts gegen ihre Investitionen». Es sei jedoch klar, dass «strategische Sektoren, die für das Landesinteresse von Bedeutung sind, in Schweizer Hand bleiben müssen». Konkret denkt Gössi an «Militär, Energie, Telekommunikation, Wasserversorgung oder Verkehr».

«Kein Handlungsbedarf», lautet auch die Devise von CVP-Präsident Gerhard Pfister. «Die Schweiz ist mit einer liberalen Wirtschaftsordnung gut gefahren und damit eines der erfolgreichsten Länder in einer globalisierten Wirtschaftswelt.» Die Schweiz profitiere von offenen Märkten und sollte selber weltoffen bleiben. Einschränkungen seien höchstens bei Unternehmen angezeigt, die «eine gewisse nationale Bedeutung» hätten, etwa in der Infrastruktur oder bei der Ruag. Hier wäre laut Pfister ein ausländischer Mehrheitsbesitz kritisch.

Der Chefökonom von Economiesuisse, Rudolf Minsch, warnt vor politischem Aktionismus in der China-Frage. «Würden

wir in der Schweiz Einschränkungen erlassen, gefährdete dies künftige Investitionen im Ausland.» Er erinnert daran, dass derzeit rund 600 Schweizer Firmen in China tätig seien – gemäss Schätzungen der Schweizer Botschaft in Peking mit rund 1000 Niederlassungen. «Der Kapitalbestand von Schweizer Unternehmen in China beträgt rund 20 Milliarden Schweizer Franken, und die Schweizer Firmen beschäftigen in China mehr als 180 000 Mitarbeiter.»

Ähnlich tönt es beim Schweizer Gewerbeverband. Dessen Chefökonom Henrike Schneider, der als China-Kenner Schweizer Gewerbetreibende auf dem Weg in die chinesischen Märkte begleitet, hält nichts von Abwehrmassnahmen. Zu den Rechten des Eigentümers einer Schweizer Firma gehöre es auch, diese ins Ausland zu verkaufen.

Schneider weist aber darauf hin, dass «im chinesischen Verständnis die Wirtschaft ein Mittel zu einem politischen Ziel» sei. Die Auslandsinvestitionen, die fast ausschliesslich über staatlich kontrollierte Unternehmen erfolgten, «gehörten einem politisch vorgegebenen Muster».

In Afrika und Lateinamerika gehe es vor allem um die Sicherung von Rohstoffen, bei der Übernahme amerikanischer und europäischer Unternehmen stehe hingegen das Lernen im Vordergrund. «Was das Management betrifft,

so haben viele chinesische Unternehmen einen beträchtlichen Nachholbedarf.» Aus der Sicht des betreffenden Unternehmens sei die chinesische Eigentümerschaft also nicht ganz unproblematisch. «Ein chinesisches Übergewicht kann am besten dadurch verhindert werden, dass die Schweiz mit allen Regionen, namentlich den USA, gute Handelsbeziehungen ermöglicht», so Schneider.

### Und was sagen die Gewerkschaften?

Nicht einmal die linke Seite des politischen Spektrums scheint durch die China-Problematik besonders elektrisiert. SP-Nationalrat und Unia-Gewerkschafter Corrado Pardini, sonst selten um eine Meinung verlegen, spricht von einer komplexen Fragestellung, die nicht in wenigen Sätzen abgehandelt werden könne. Ausweichend antwortet auch der Schweizerische Gewerkschaftsbund (SGB). «Wir verfolgen diese Übernahmen kritisch», sagt Chefökonom Daniel Lampart knapp und lenkt dann elegant zum wirtschaftspolitischen Steckenpferd des Gewerkschaftsbunds über: «Mit den geplanten Steuersenkungen im Rahmen der neuen USR III, der «Steuervorlage 17», sollen die ausländischen Eigentümer finanziell sogar noch entlastet werden.» Die politische Priorität des SGB sei es momentan, «dass sich die ausländischen Aktionäre über ausreichend hohe Gewinnsteuern finanziell an den öffentlichen Dienstleistungen in unserem Land beteiligen».

Die antichinesische Offensive von Vogt, sie scheint beendet, bevor sie überhaupt begonnen hat. ○



«In Schweizer Hand»: FDP-Chefin Gössi.



«Investitionen gefährdet»: Ökonom Minsch.



«Kritisch verfolgen»: Ökonom Lampart.

vaten, die Kaufsummen zuverlässig bereitzustellen. «Früher hörte ich oft: «Bring mir keine Chinesen.» Heute sehen Firmenverkäufer hingegen eher Vorteile in chinesischen Investoren. Chinesische Käufer finden sich oft zuoberst auf der Wunschliste und sind willkommene Gäste.» Bieten denn staatliche Käufer überhöhte Kaufpreise? Sauser erklärt, dass chinesische Investoren ihre Engagements meist sehr langfristig planen und in vielen Fällen bereit seien, eine sogenannte strategische Prämie zu bezahlen. So würden zum Teil Firmen gekauft, die sonst ein unsicheres Schicksal hätten. Investoren, die von Quartal zu Quartal ihre Gewinne optimieren müssen, könnten da kaum mitbieten.

### Törchen öffnen, Törchen schliessen

Vize-Forschungschef Conrad legt es ähnlich dar: Bei Merics beobachte man eine steigende Zahl von Fällen, in denen Chinas Firmenkäufe offensichtlich einer grossangelegten politischen Strategie folgten und Kaufgebote entsprechend hoch seien. Die chinesischen Pläne seien nicht geheim. In «Made in China 2025» werde klargemacht, welche Zukunftstechnologien unter Kontrolle zu bringen und wie strategisch wichtige Gebiete zu besetzen seien. Eine Vielzahl von zusätzlichen Dokumenten liefere dazu Detailinformationen. Bei der Finanzierung sei es offensichtlich, dass der Staat die Kaufpreise subventioniere.

Die Merics-Studie zu «Made in China 2025» untersuche die Investitionsnetzwerke hinter einigen dieser Transaktionen und zeige, dass die auftretenden Investoren oft in enger Vernetzung mit staatlichen Fonds und Finanzierungsvehikeln stünden, nicht nur auf nationaler, sondern auch auf Provinz- und Lokalebene. Das verzerre den Wettbewerb in all den betroffenen Märkten – umso mehr, als China selber seine Märkte für Unternehmenskäufe strikt kontrolliere und den Zugang ausländischer Investoren jeweils nach dem momentanen Bedarf reguliere, Törchen öffne, Törchen schliesse.

Soll man in der Schweiz mit ähnlichen Massnahmen antworten? Wäre es eine gute Politik, staatlich vernetzten chinesischen Investoren den Zugriff auf Schweizer Firmen hoheitlich zu erschweren? Die Fragen führen zu einem Wechselbad der Gefühle.

«Das wäre übereilt.» So lautet eine dieser Tage vielfach gehörte Antwort, etwa nach dem Motto: «In den sechziger Jahren befürchtete man, die Amerikaner kauften alle unsere Firmen auf, in den siebziger Jahren hatte man Angst vor den Japanern, auch das mit den Chinesen wird sich legen.»

«Das ist zu passiv», wird aber noch öfter argumentiert, auch von Verfechtern freiheitlicher Gesellschafts- und Wirtschaftsordnungen. Diese Ansichten zielen mehr oder weniger

in die Richtung von Vogts zwei Interpellationen. Eine kleine Umfrage unter liberalen Ökonomen hat gezeigt, dass man in dieser Gruppe «nicht einfach alles laufen lassen» will und dass praktisch alle einhellig zur gleichen Einschätzung kommen. «Es ist eine sehr schwierige Frage», lautete nämlich fast jedes Mal die Antwort darauf, wie man aus Schweizer Sicht mit dem Aufeinanderprallen von Markt- und Staatswirtschaft umgehen soll. Ein liberaler Staat hat aus dieser Sicht neben dem Schutz von Freiheit und Eigentumsrechten den Bürgern auch Sicherheit und eine Versorgung mit bestimmten Gütern und Leistungen zu garantieren. Es gibt sozusagen einen öffentlichen Auftrag, zum Land als Ganzem zu schauen und Grenzen Rechnung zu tragen.

Soll zum Beispiel die Rechtssicherheit, die das Privateigentum geniesst, auch für fremde staatliche Investoren gelten? Das Fach Nationalökonomie oder Volkswirtschaft – wurde etwa betont – komme ja nicht von ungefähr, die Nation habe eine Bedeutung. Aus dieser Sicht sollte ein bestimmtes öffentliches Grundangebot vor dem Zugriff von Staatsinvestoren geschützt werden.

### Was ist, wenn der Staatskapitalismus aus Asien zunehmend an Gewicht gewinnt?

Die SVP-Nationalrätin und Ems-Konzernchefin Magdalena Martullo sagt dazu: «Die Frage nach einem Übernahmeschutz stellt sich nur dort, wo es um eine Gefährdung von kritischer Infrastruktur oder monopolistischen Strukturen mit einem öffentlichen Versorgungsauftrag geht. Grundsätzlich ist die Eigentumsfreiheit zu gewährleisten und damit das uneingeschränkte Recht eines Investors, seine Aktien oder Anteile frei handeln zu können. Sonst würden globale Unternehmen die Schweiz sofort meiden.»

Ihr Kollege Thomas Aeschi kann sich eine «Positivliste» mit abschliessender Aufzählung schützenswerter Unternehmen vorstellen. Auf die SBB oder den Rüstungsbetrieb Ruag hinzuweisen, bringt insofern wenig, als diese ohnehin in Bundeshand und unter Schutz sind. Was ist aber darüber hinaus zu schützen? Patrik Kerler, Leiter Merger & Acquisitions bei der Prüfungs- und Beratungsfirma KPMG, sieht neben Teilen des Energiebereichs allenfalls systemrelevante Teile des Finanzsektors.

Etliche Beobachter weisen denn auch auf mögliche *too big to fail*-Probleme von Banken hin. Sollten ausländische Aktionäre Schweizer Banken so in Notlage bringen können, dass die Allgemeinheit einspringen müsste, dann sollten solche Beteiligungen verhindert werden. Ist dann aber Katar ähnlich zu behandeln wie China? Und bei der Energieversorgung, dürfen Generatoren an Ausländer gehen, Stau-

mauern aber nicht? Und Leitungsnetze? Das Nachdenken über sogenannte Positivlisten steht erst am Anfang.

«Wir wollen mehr», sagt eine resolutere Gruppe, sie fordert den gleichen Marktzugang für alle Investoren. Da die chinesische Regierung ihren Markt geschlossen halte und den Zutritt ausländischer Käufer streng reguliere, müsse die Schweiz mit ähnlichen Massnahmen antworten, heisst es. Solche Forderungen nach gleich langen Spiessen werden allerdings an den Machtverhältnissen scheitern und sind zu unrealistisch, um als Grundlage für eine staatliche Abwehr chinesischer Käufer dienen zu können. Privat können Firmen solche Verteidigungswälle durchaus einrichten, etwa durch die Vinkulierung ihrer Aktien.

### Zurückschlagen?

«Viel zu aktivistisch», meint die Gegenstimme. Die Offenheit des Kapitalmarktes bringe nämlich einem Land auch dann Vorteile, wenn die Gegenseite ihre Grenzen geschlossen halte. «Wenn die Chinesen überhöhte Preise bezahlen, dann profitiert Europa ja von diesen chinesischen Subventionen.» Mit diesem Argument setzt sich Christian P. Hoffmann, Ökonomieprofessor in Leipzig, für starke Zurückhaltung bei Schutzmassnahmen ein. Die Sicherheit des Landes sei als staatspolitisches Argument zugunsten allfälliger Abwehrmassnahmen vertretbar, sobald es aber darum gehe, Arbeitsplätze zu sichern oder Technologien im Land zu halten, sei man schon in der Industriepolitik angelangt, mitten im protektionistischen Gebiet. So habe die deutsche Regierung ihr Veto zum Verkauf des Chipmaschinenherstellers Aixtron nach China mit Sicherheitsbedenken begründet, obwohl es im Grunde eher ums «Hierbehalten» der Technologie gegangen sei.

Dennoch nagt der Gedanke weiter: Was ist, wenn der Staatskapitalismus aus Asien oder aus dem Nahen Osten zunehmend an Gewicht gewinnt und bei der Begegnung mit Marktwirtschaften seine Staatsgewalt mit voller Macht ins Spiel bringt? Braucht es da nicht ein Dagegenhalten ebenfalls mit Staatsgewalt, zumal ja die Wirtschaft von ihrer Natur her sozusagen gewaltfrei ist?

«Zurückschlagen», kommt vielleicht spontan der Gedanke. Aber man muss sich ausmalen, wohin das führen könnte. Erste Ansätze einer Interventionsspirale erleben wir in der Schweiz mit der Forderung der Linken nach einem Staatsfonds, der aus Mitteln der Nationalbank gefüllt werden solle. Wenn die Furcht vor einem chinesischen Staatsvehikel mit einem Staatsfonds der Schweiz bekämpft werden soll, ist man eigentlich schon so weit, dass man die fremde Ordnung und die Schädigung des wirtschaftlichen Wettbewerbs durch politische Macht im eigenen Land eingeführt hat. ○

Mörgeli

## Welkes Feigenblatt

Von Christoph Mörgeli

Roger Blum, Ombudsmann von Schweizer Radio und Fernsehen SRF, jubiliert. Vor genau 25 Jahren wurde seine Ombudsstelle geschaffen. Weil sonst niemand feiern mag, schenkt er sich selber ein Buch. Und eine Geburtstagsparty. Der Auftrag des Ombudsmanns lautet, Beanstandungen des Programms zu beurteilen und die Unabhängige Beschwerdeinstanz (UBI) von «Bagatellfällen» zu entlasten. Das Publikum soll bei ihm ein rasches, unabhängiges Gehör finden. Mag sein, dass Ombudsmann Blum und seine drei Kollegen der andern Sprachregionen Grund haben, sich über ihre hübschdotierten Pöstchen zu freuen. Fürs Publikum gibt's nichts zu feiern.

Denn der SRF-Ombudsmann war von Anfang an auf Wirkungslosigkeit angelegt. Von ähnlich langen Spiessen zwischen den zwangsgebührenfinanzierten öffentlich-rechtlichen Sendern und ihren medialen Opfern kann keine Rede sein. Noch kein einziges Mal hat eine Kritik des Ombudsmanns zu personellen Konsequenzen geführt. Höchst selten haben sich die SRF-Verantwortlichen für eine Fehlleistung entschuldigt. Ihre Reaktion auf die Rügen besteht jeweils aus Selbstverteidigung, Herummaulen und Weitermachen wie bisher.

Wenn nun SRF-Chefredaktor Tristan Brenn dem Ombudsmann Roger Blum zum 25. Jubiläum in der NZZ gewundene Kränze flicht, sollte sich dieser nichts darauf einbilden. Es handelt sich lediglich um das vorgezogene Bewerbungsschreiben für die Nachfolge von SRF-Direktor Ruedi Matter. Kein zurechnungsfähiger Mensch glaubt Brenns Behauptung, die Fernseh- und Radiojournalisten hätten bei ihrer Arbeit ununterbrochen die Frage vor Augen: «Was würde der Ombudsmann dazu sagen?» Das selbstgerechte Selbstbild, das in den SRF-Studios herrscht, belegt trotz 25 Jahren Ombudsmann folgende Aussage von Chefredaktor Brenn: «Gelogen wird anderswo.» Entsprechende Verbreiter von Lügen, Diffamierungen und Falschaussagen seien nämlich die Wutbürger auf Facebook, Twitter und «zunehmend» auch die bei «offiziellen Beanstandungen» von SRF-Sendungen. Also auch nach einem Vierteljahrhundert Ombudsmann alles wie gehabt bei den Programmgestaltern von Radio und Fernsehen: Publikumsbeschimpfung statt Selbstreflexion.

Doch es gibt Hoffnung. Das Publikum wendet sich zunehmend ab vom öffentlich-rechtlichen Medienkonsum. Lange genug hat der Hintern über den Geist triumphiert.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

## Miet-Messies unter sich

Von Peter Bodenmann — SVP-Miet-Messie Rösti will die Wasserzinsen halbieren und FDP-Miet-Messie Wasserfallen die Alpen bluten lassen.



Flasche voll, Lücke zu: SVP-Präsident Rösti.

Wer eine Wohnung mietet, muss Mietzins bezahlen. Wer ihn nicht mehr bezahlen kann, muss ausziehen. Oder das gemeindeeigene Sozialamt um Hilfe bitten. Ende der neunziger Jahre war die Wasserkraft unter Druck. Die Strombarone forderten damals Subventionen für ihre «nichtamortisierbaren Investitionen». Heute weiss fast niemand mehr, was das Kürzel NAI bedeutet. Die Wasserzinsen sind die Miete für die Nutzung der Wasserkraft. In den letzten fünfzehn Jahren haben die Mieter mit der Wasserkraft Geld verdient wie Heu. Und es leider zum Teil im Ausland verjubelt.

Der Druck auf die Strompreise zwang die Wasserkraft zur längst fälligen Rationalisierung in Sachen Betrieb und Unterhalt. Diese Kosten pro Kilowattstunde sanken und sinken weiter. Dazu kommen einmalig tiefe nominale Zinsen. Die parastaatlichen Eigentümer der Wasserkraftwerke bekommen – wenn sie es richtig anstellen – Gratisgeld.

SVP-Präsident Albert Rösti ist von Beruf Präsident. Erstens Präsident des Schweizerischen Wasserwirtschaftsverbandes. Zweitens Präsident der atomfreundlichen Sekte Aktion für vernünftige Energiepolitik (Aves). Und drittens Präsident der schweizerischen Brennstoffhändler. Er tanzt schlecht, aber auf allen Hochzeiten. So behaupten Albert Rösti und sein Wasserwirtschaftsverband, die Kosten pro Kilowattstunde Wasserstrom lägen heute bei 6,5 Rappen. Und dies wegen der angeblich zu hohen Wasserzin-

sen. Das Energieberatungsunternehmen Enerprice kommt auf ganz andere Zahlen: Die Vollkosten der Wasserkraftwerke lägen nicht bei 6,5, sondern bei 4,5 Rappen. Heutige Wasserzinsen inklusive. Der Strom aus Atomkraftwerken sei im Vergleich dazu zu teuer. Rösti bekämpfte die Energiestrategie 2050. Das Volk nahm sie hoch an. Dank dieser Energiestrategie bekommen die Wasserkraftwerke ab 2018 durchschnittlich 0,4 Rappen Subventionen pro Kilowattstunde. Flasche voll, Lücke zu. Und weil europaweit immer mehr Atomkraftwerke altershalber schlappmachen und die Konjunktur in Europa anzieht, beginnen die Strompreise sanft zu steigen. Das weisse Gold der Alpen ruft schon wieder.

Warum in aller Welt können und dürfen Präsident Albert Rösti und sein freisinniger Feldweibel Christian Wasserfallen trotz dieser Fakten die Halbierung der Wasserzinsen verlangen? Die Alpen-Opec ist tot. Der ehemalige Walliser Staatsrat Jean-Michel Cina hat sie erfolgreich eingeschläfert. Sein in Energiefragen ebenfalls unbeleckter Nachfolger Roberto Schmidt schwenkt in Sitten bereits die weisse Fahne der Kapitulation. Anders die betroffenen Bündner Gemeinden. Sie proben den Aufstand. Statt wirren Anti-Kesb-«Nazis» eine Plattform zu bieten, sollte sich das Power-Duo Jonas Pojer und Christa Rigozzi dieses Themas annehmen. Geht nicht, weil Jean-Michel Cina neuer Präsident der SRG ist.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Chef weg, Chef da

Von Kurt W. Zimmermann — Bei der NZZ haben sie nun zumindest ein Problem gelöst. Es ist das Führungsproblem.

So viel Klischee muss sein. Wenn man über einen österreichischen Medienmanager schreibt, dann muss man mit einem Österreicher-Witz beginnen.

Also gut, der Witz geht so: Warum stellt ein Österreicher eine leere Weinflasche in den Kühlschrank? — Es könnte ja sein, dass jemand zu Besuch kommt, der keinen Alkohol trinkt.

Und damit wären wir bei Veit Dengler. Der österreichische CEO der NZZ-Mediengruppe ging letzte Woche. Er ging fristlos. Die Flasche war leer.

Abgänge von Topmanagern sind immer dann von Interesse, wenn sie spezielle Umstände haben. Das war der Fall. Dass man sich Knall auf Fall von Dengler trennte, sagt einiges über das Innenleben der NZZ.

Das Innenleben ist schnell beschrieben. Der Chef im Haus heisst nun definitiv Etienne Jornod.

VR-Präsident Jornod verabschiedete Dengler, weil ihm sein Management-Stil nicht behagte. Er machte daraus kein Geheimnis. Im Communiqué zur Trennung stand denn auch, VR und Firmenchef hätten «unterschiedliche Auffassungen» darüber, «wie die Strategie umzusetzen ist».

Das war eine ziemlich vergiftete Formulierung. Die «Umsetzung» ist in jeder Firma der Job des CEO. Wenn es darüber «unterschiedliche Auffassungen» gibt, heisst das auf Deutsch: Der operative Chef machte einen schlechten Job.

Seit Dengler 2013 zur NZZ-Gruppe gestossen ist, wiederholte sich jedenfalls stets dasselbe Muster. Er kündigte allerlei hochfliegende Ideen an, wie das Haus in Schwung kommen sollte. Wenn die Ideen dann beschlossen waren, verlor Dengler das Interesse. Er liess die Dinge im Alltag operativ schleifen und wandte sich neuen Ideen zu.

Dengler, sagt man intern, wäre ideal gewesen als kreativer Berater der NZZ. Dummerweise war er ihr Chef.

Der sichtbarste Flop war sein Internet-Portal in Wien. Unter dem Titel Nzz.at sollte der konservative Zeitungsverlag seine internationale und digitale Innovationskraft beweisen. Es war ungefähr so, wie wenn Rolls-Royce Marktführer bei Elektroautos werden wollte.

Dengler sah dem Projekt zu lange zu. Im Frühjahr wurde es nach Verlusten von rund zehn Millionen eingestellt.

Wenig operative Lust hatte Dengler auch bei anderen Neugeschäften. So übernahm er 2014 den Dienstleister Moneyhouse, der Firmeninfos anbietet. Kaum war der Marktführer an



Flasche leer: NZZ-CEO Dengler.

die NZZ-Gruppe übergegangen, verlor Dengler das Interesse, und die Firma stürzte in die roten Zahlen.

Kein Erfolg war auch die Übernahme des Wirtschafts-Symposiums Swiss Economic Forum. Auch hier gingen die Businesspläne nicht auf. Dengler reagierte mit einer seiner neuen Ideen und kaufte das Zürcher Filmfestival, bei dem Glamour-Figuren wie Hugh Grant und Uma Thurman aufmarschieren – typisch NZZ eben.

Am meisten über Denglers Stil ärgerte sich VR-Präsident Jornod. Er war ab 1996 Präsident und lange auch CEO von Galenica, die er von einer Einkaufskette für Apotheken in einen Pharmaziekonzern mit vier Milliarden Umsatz umbaute. Er wusste darum, wie wichtig im Management auch die Kleinarbeit ist.

Jornod wollte Dengler schon vor einem Jahr loswerden. Aber ihm waren die Hände gebunden. Noch immer lähmte ihn die Affäre, dass er Markus Somm von der *Basler Zeitung* zum NZZ-Chefredaktor machen wollte und er damit einen Proteststurm auslöste. Zugleich war er bei Galenica bis zum Hals eingespannt, weil sich der Konzern in zwei börsenkotierte Unternehmen aufteilte. Mitte Mai 2017 war dieser Prozess abgeschlossen.

Nun wartete Jornod nicht mehr zu. Zwei Wochen später trennte er sich von Veit Dengler. Seitdem ist klar, wer bei der NZZ das Sagen hat.

# Platz an der Sonne

Von Henryk M. Broder — Schulz: Brüssel–Berlin–Brüssel?

Bei den letzten Wahlen zum Europäischen Parlament im Mai 2014 traten die beiden grossen Parteienblöcke zum ersten Mal mit «Spitzenkandidaten» an. Für die Europäische Volkspartei, das Bündnis der Konservativen und Christdemokraten, war es Jean-Claude Juncker, der langjährige Vorsitzende der Euro-Zone innerhalb der EU, für die Sozialdemokraten und Sozialisten Martin Schulz, der Präsident des Europäischen Parlaments. Zwei Spitzenfunktionäre der EU, einander, wie sie immer wieder betonten, in tiefer Freundschaft zugetan. Dabei machte sich Juncker nicht einmal die Mühe, für ein Abgeordnetenmandat zu kandidieren, er wollte gleich Präsident der Kommission werden.



In der Schlussphase des Wahlkampfes, der so kontrovers geführt wurde wie eine Runde Schattenboxen, konnte man auf den Wahlplakaten der SPD den Satz lesen: «Nur wenn Sie Martin Schulz und die SPD wählen, kann ein Deutscher Präsident der EU-Kommission werden.» Dann wurde es aber doch Juncker, was der tiefen Freundschaft der beiden Männer keinen Abbruch tat. Schulz blieb Präsident des Parlaments, bis Anfang dieses Jahres. Und erst als klar wurde, dass er keine Chance hatte, zum dritten Mal in dieses Amt gewählt zu werden, beschloss der tapfere Sozialdemokrat, «nach Berlin zu gehen», um dort weiterzuwirken. Und so kam es, dass die unter einem Mangel an charismatischen Persönlichkeiten leidende SPD ihn bald darauf einstimmig zu ihrem Vorsitzenden wählte und als Kanzlerkandidaten nominierte. Worauf die Umfragewerte für die SPD in die Höhe schossen. Ein «Schulz-Hype» brach aus, als stünde die Ankunft des Messias unmittelbar bevor.

Inzwischen hat sich die Lage wieder beruhigt. Schulz steht heute da, wo er gestartet ist: weit hinter Merkel. Seine Chancen, ihre Nachfolge im Kanzleramt anzutreten, schmelzen dahin wie Eis in der Sonne.

Aber das muss nicht das Ende der politischen Karriere von Schulz bedeuten. Wie *Die Welt* berichtet, arbeitet Schulz bereits an einem «Comeback nach Brüssel». Er möchte seinen Freund Jean-Claude Juncker beerben, der bei der nächsten Wahl im Jahre 2019 nicht mehr kandidieren will. Bis dahin kann noch viel zwischen Berlin und Brüssel passieren. Aber egal, wie die Wahlen ausgehen, irgendein Platz an der Sonne für Schulz wird sich bestimmt finden.

# Spitalpräsident unter Verdacht

Der Zürcher Ex-Stadtrat Martin Waser (SP) duldete in seinem Amt eine jahrelange Misswirtschaft. Der Millionär liess sich privat von einem Untergebenen begünstigen. Doch die entscheidenden Fragen werden nicht gestellt. *Von Christoph Mörgele*

Der Korruptionssumpf im Stadtzürcher Amt für Entsorgung & Recycling (ERZ) treibt immer weitere Blüten. Urs Pauli, mittlerweile fristlos entlassener Chef des Abfuhrwesens der Stadt Zürich, hat eine auch privat genutzte Dienstkarosse der Marke BMW mit 380 PS im Wert von 127 000 Franken gefahren, Mehrkosten verheimlicht und die früheren Klärbecken im Werdhölzli für 2,5 Millionen Franken in eine «Freizeit-Oase» zur Exklusivnutzung für die Mitarbeiter umgewandelt. Wer diesen Umbau zu Fischteich (inklusive Freiluft-Sitzzimmer), Naturteich, Badeteich (mit Garderoben und Sprungbrett) und dazugehörigem Klärteich bewilligt und bezahlt hat, ist vorderhand unklar. Fest steht, dass das Stadtparlament trotz überschrittener Finanzlimes von zwei Millionen Franken eiskalt umgangen wurde. Ebenfalls steht fest, dass zum Zeitpunkt der Umnutzung dieser Freizeit-Oase Stadtrat Martin Waser die politische Verantwortung trug. Kein Wunder, dass Waser nicht zurückblicken will und lediglich sagte: «Jetzt müssen wir nach vorne schauen, damit sich diese Fehler nicht wiederholen.»

Die Vergangenheit ist für Martin Waser aus einem weiteren Grund äusserst unangenehm: Sein Chefbeamter Urs Pauli hat nämlich auch einen Safe mit nicht deklarierten Geldscheinen im Wert von über 215 000 Franken plus 2200 Euro unterhalten. Diese Summe stammt vom Verkauf angeblich ausgemusterter Fahrzeuge und wurde laut Pauli für Personal-

anlässe und «einzelne kleine Anerkennungsprämien an Mitarbeitende» verwendet. Die schwarze Kasse wurde in der offiziellen Rechnung des Amtes unterschlagen, was gegen die städtischen Haushaltsregeln verstösst. Als prominentester Käufer und Profiteur dieses Ausverkaufs des stadteigenen Wagenparks wurde mittlerweile der damalige Stadtrat Martin Waser bekannt. Gemäss *NZZ am Sonntag* hat Waser vom ihm unterstellten Amt einen ausrangierten Piaggio-Kipper gekauft. Er selber kommentierte: «Das ERZ hat mir das Fahrzeug schenken wollen. Ich bestand aber darauf, dass ich es zu einem marktüblichen Preis kaufe.» Waser habe eine von Pauli unterschriebene Quittung erhalten.

## Verdoppelter Lohn als Spitalpräsident

Dazu stellen sich gleich mehrere Fragen: War der Kaufpreis eines Nutzfahrzeugs der italienischen Marke Piaggio tatsächlich marktkonform? Wurde der Verkauf nach den sehr strengen städtischen Auflagen abgewickelt? Wozu benötigte Privatmann Waser einen Piaggio-Kipper? Warum zahlte der SP-Politiker den Betrag in bar? Welchen Briefkopf trug die von Pauli ausgestellte Quittung? Denjenigen des Amtes oder denjenigen von Amtschef Pauli persönlich? Hatte Stadtrat Waser keine Bedenken, sich durch die Annahme einer Gefälligkeit gegenüber seinem Untergebenen erpressbar zu machen? Fest steht, dass Stadtrat Waser am Ende seiner Amtszeit Urs Pauli zum ERZ-

Direktor ernannte. Martin Waser selber mag die Fragen der *Weltwoche* nicht beantworten.

Die grosszügige bis fahrlässige Amtsführung durch den früheren Magistraten dürfte nicht ohne Konsequenzen für seine heutige Tätigkeit bleiben. Unmittelbar nach dem Rücktritt wurde Waser 2014 das Präsidium des Universitätsospitals Zürich angetragen. Für einiges Aufsehen sorgte der Ex-Stadtrat, weil ihm der Lohn verdoppelt wurde. Hatte der Sozialdemokrat bislang für sein Nebenamt als Spitalpräsident ebenso wie sein Vorgänger Peter Hasler 60 000 Franken eingestrichen, sind es mittlerweile 120 000 Franken, wobei die Höhe der zuzüglichen Spesen unbekannt ist. Hinzu kommt eine stattliche Pension für seine frühere Tätigkeit als

## Kein Wunder, hat sich der Stadtrat einen Maulkorb in Sachen Abfallwesen verpasst.

Zürcher Stadtrat. Zumindest in eigener Sache ist Waser also ein tüchtiger Geschäftsmann. Welchem gewöhnlichen Arbeitnehmer ist es hierzulande gelungen, innert Jahresfrist den eigenen Lohn zu verdoppeln?

Das offensichtliche Bemühen Wasers, sein Einkommen zu verbessern, erstaunt. Der gelernte Reallehrer hat es mit seiner Ehefrau Esther Weibel – ebenfalls eine frühere SP-Stadtpolitikerin – laut Parteigenossen zu einem Vermögen von mehreren Millionen gebracht.



Exklusivnutzung für die Mitarbeiter: «Freizeit-Oase» im Zürcher Werdhölzli.



Schwarze Kasse: entlassener ERZ-Chef Pauli.



**Untragbar:** der Präsident des Zürcher Universitätsspitals, Martin Waser.

Beim umstrittenen Hafenkran-Projekt hat er aus seinen Privatmitteln die Garantie für den Fehlbetrag von 120 000 Franken übernommen. Der Zürcher Regierungsrat hat Wasers Lohnverdoppelung als Spitalpräsident mit härterer Konkurrenz, anspruchsvollen Bauprojekten und vermehrtem Lobbying gerechtfertigt.

Tatsächlich stehen beim Zürcher Universitätsspital gewaltige Investitionen an. Allein das Projekt zur Gesamterneuerung der medizinischen Infrastruktur im Hochschulgebiet Zürich Zentrum ist ein milliardenteures Vorhaben. Der zusammen mit der ETH und der Universität erarbeitete «Masterplan» soll die heute genutzte Fläche im Hochschulquartier um gigantische 40 Prozent erweitern.

Ein solches Grossprojekt ist naturgemäss anfällig für Mauscheleien, Gefälligkeiten bis hin zur handfesten Korruption. Kann es von einem Ex-Politiker präsiert werden, der im Verdacht steht, sich selber begünstigt zu haben und über Jahre in seinem Verantwortungsbereich eine eklatante Misswirtschaft geduldet zu haben? Auf die mit Steuergeldern finanzierten Neubauten darf jedenfalls nicht der Schatten eines Schattens fallen. Angesichts der

vom Stadtrat eingeleiteten Untersuchung ist Martin Waser als Präsident des Universitätsspitals untragbar geworden.

#### **Parlament für Untersuchung zuständig**

Die städtische Finanzkontrolle ortete gemäss *Wochenzeitung* bei Entsorgung & Recycling Zürich teilweise gravierende Verstösse gegen rechtliche Vorgaben. Aufträge wurden freihändig an Privatfirmen vergeben, wobei Offerten, Rechnungen und Verträge häufig fehlten. Das ERZ musste angewiesen werden, «die Vorschriften zur Prüfung und Genehmigung von Bau- und Kreditabrechnungen [...] inskünftig einzuhalten» sowie «die Aufbewahrung von Belegen und Geschäftsunterlagen entsprechend den gesetzlichen Vorgaben sicherzustellen». Über die eigenartige Weise der Ausschreibungen, der Auftragsvergabe und der personellen Verflechtungen wird in der Branche seit längerem gemunkelt.

Für böses Blut sorgte bei den Anbietern im freien Markt auch der städtische Erwerb der Firma Rolf Bossard AG in Oberhasli, die sich offiziell noch immer als «privatwirtschaftliches Unternehmen» mit fünfzig Mitarbeitern

anpreist. Dieses Unternehmen wurde 2005 unter Stadtrat Waser erworben und angeblich bei der Vergabe von Papier- und Kartonrecycling bevorteilt. Auch die Kapitalerhöhung der ZAV Recycling AG in Hinwil – teilweise im Besitz der Stadt Zürich – soll Gegenstand der Untersuchung sein.

Wenn der im Vorfeld der Wahlen spürbar nervöse rot-grüne Zürcher Stadtrat nun einen «externen» Gutachter anstellt, dürfte dies der «umfassenden Transparenz und Klarheit» sowie der Wiederherstellung der «Stabilität der Dienstabteilung» nicht dienen. Es geht nicht an, dass der Stadtrat eine Untersuchung gegen sich selber führt. Denn neben den früheren Ressortverantwortlichen Kathrin Martelli (FDP), Martin Waser (SP) und Ruth Genner (Grüne) steht selbst Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP) vorderhand als oberste Verantwortliche unter Verdacht. Da besteht die Gefahr, dass man das gesamte Schlamassel dem geschassten Beamten Pauli anhängt. Kein Wunder also, hat sich der Stadtrat neuerdings einen Maulkorb in Sachen Abfallwesen verpasst. Offensichtlich will das Gremium verhindern, dass sich Filippo Leutenegger weiterhin als Saubermann auf dem stinkenden Abfallberg inszenieren kann. Da geht in der Tat leicht vergessen, dass sich auch Leutenegger als nunmehr seit drei Jahren verantwortlicher Ressortchef einige unangenehme Fragen gefallen lassen muss.

Völlig zu Recht kritisierte Andreas Kirstein, Fraktionschef der Alternativen Liste (AL), dass der Stadtrat eine Untersuchung gegen sich selber führt, wo doch die Aufsichtspflicht einzig dem Stadtparlament zukäme. Dass unter solchen Umständen die Gefahr einer Alibiübung besteht, mit der die Kollegialbehörde vor allem ihre gegenwärtigen und früheren Mitglieder schützen will, liegt auf der Hand. Nur werden die Stadtzürcher «Regierungsparteien» SP, FDP, CVP und Grüne alles unternehmen, um so kurz vor den Wahlen eine ihre Stadträte möglicherweise desavouierende parlamentarische Untersuchung zu vermeiden. Sogar für den *Tages-Anzeiger* als zuverlässigste mediale Stütze der rot-grünen Mehrheit hinterlässt die Affäre im ERZ «zwiespältige Gefühle».

Stadtrat Filippo Leutenegger hat jedenfalls vorsorglich schon einmal erklärt, es handle sich um eine strafrechtlich nicht relevante Untersuchung, die keinerlei Konsequenzen für die früheren Stadträte habe. Gleichzeitig hat Leutenegger angesichts der im ERZ gefundenen schwarzen Kasse eine Strafanzeige wegen ungetreuer Geschäftsführung eingereicht. Ob der Verdacht auf ungetreue Geschäftsführung auch auf Martin Waser fällt, bleibt abzuwarten. Was bislang bekannt geworden ist und von Waser auch eingestanden wird, müsste im Interesse einer einigermaßen zumutbaren politischen Hygiene genügen, um ihn als Präsidenten des Universitätsspitals Zürich unmöglich zu machen. ○



*Mütter sollten mehr ausser Haus arbeiten, Väter weniger.*

## Der regulierte Vater

Eine linke Volksinitiative fordert einen mindestens vierwöchigen Vaterschaftsurlaub. Bundesparlamentarier der Mitteparteien lancieren laufend ähnliche Vorstösse. Bezahlen sollen natürlich die anderen.

Von Philipp Gut und Rüdiger Trebels (Illustration)

Der Boulevard drückt voll auf die Tränendrüsen: «Nationalrat hat kein Herz für junge Politiker-Eltern», klagte der *Blick* letzte Woche. Die grosse Kammer hatte zuvor einen Vorstoss von Cédric Wermuth abgelehnt, im Bundeshaus eine Kinderkrippe einzurichten. Die Motive des SP-Politikers waren offenbar ziemlich egoistisch: «Weil er immer wieder Probleme hatte, während der Session die Betreuung für seine Tochter zu organisieren», habe der junge Vater die Idee mit der Bundeshaus-Krippe aufgebracht, wusste der *Blick*.

Für einen Linkspolitiker ist es das natürliche Vorgehen: private Angelegenheiten auf den Staat zu überwälzen und die anderen dafür be-

zahlen zu lassen. Zwar fiel Wermuth im Nationalrat deutlich durch, doch staatliche «Familienpolitik» solcher Art hat Konjunktur. Vor wenigen Tagen wurde die eidgenössische Volksinitiative «Vaterschaftsurlaub jetzt!» («Für einen vernünftigen Vaterschaftsurlaub – zum Nutzen der ganzen Familie») eingereicht. Die Federführung hat die Gewerkschaft Travailsuisse. Mit von der Partie ist ein bunter Haufen von Organisationen und Parteien, vom Dachverband Schweizer Männer- und Väterorganisationen, Männer.ch, über die CVP-nahe Pro Familia, den Schweizerischen Katholischen Frauenbund, die Evangelische Volkspartei und den Lehrerverband bis zu den Polizeibeamten.

Sie alle unterstützen das Anliegen von «mindestens vier Wochen» Vaterschaftsurlaub, wie es im Initiativtext heisst. Dieser könne flexibel innerhalb eines Jahres nach der Geburt des Kindes bezogen werden. Die Finanzierung solle «analog zur Mutterschaftsentschädigung» erfolgen. Im Klartext: Die Kosten trüge die Allgemeinheit.

### Kuriose Blüten

Der Ruf nach Vaterschaftsurlaub oder «Elternzeit» ist unter Bundesparlamentariern bis in die bürgerliche Mitte hinein beliebt. Von 1995 bis 2014 gab es dazu 33 Vorstösse. So forderte der als künftiger CVP-Bundesratskandidat

gehandelte Bündner Nationalrat Martin Candinas einen zweiwöchigen bezahlten Vaterschaftsurlaub. Etwas liberaler und zumindest gegenüber dem Status quo kostenneutral ist der Vorschlag des Ausserrhoder Freisinnigen Andrea Caroni. Er wollte, dass «ein Teil» der vierzehn Wochen «statt durch die Mutter auch durch den Vater bezogen werden kann». Angenommen wurde keiner der Vorstösse.

Die Befürworter eines staatlich verordneten und von der Allgemeinheit bezahlten Vaterschaftsurlaubs lassen allerdings nicht locker. Seither sind mehrere weitere Begehren mit ähnlicher Stossrichtung eingereicht worden. Die grünliberale Kathrin Bertschy möchte die Mutterschaftsentschädigung durch eine «Vaterschaftsentschädigung» von «maximal 14 Wochen» ergänzen. Der Anspruch auf letztere würde «nur bei einer beidseitigen Erwerbstätigkeit der Eltern» gewährt. Bertschy begründet dies so: «Eine Mutterschaftsentschädigung ist in der Praxis einerseits zu kurz, um ein Kind anschliessend familienextern zu betreuen, andererseits ist das einseitig, weil Vätern die Möglichkeit verwehrt wird, sich früh und aktiv in die Kinderbetreuung einzubringen.» Über die Finanzierung verliert sie nur wenige Worte: «Entweder über Lohnabgaben oder Steuern.»

Die politische Offensive für einen Vaterschaftsurlaub treibt bisweilen kuriose Blüten. Letzte Woche lehnte die Grosse Kammer eine Motion der ehemaligen grünen Nationalrätin Aline Trede ab, die den Bundesrat beauftragen wollte, «eine kommentierte Umfrage zur aktuellen Situation bezüglich des Vaterschaftsurlaubs in der Schweiz durchzuführen». Seit wann ist die Regierung ein Umfrageinstitut?

Entlastet wurde der Bundesrat in der laufenden Sommersession ausserdem von einem von Barbara Schmid-Federer (CVP) vorgebrachten Postulat, eine umfassende «Kosten-Nutzen-Analyse vorzulegen, die die langfristigen volkswirtschaftlichen Auswirkungen der wichtigsten zurzeit in Diskussion stehenden Modelle für einen Elternurlaub (resp. einen Vaterschaftsurlaub) mittels geeigneten Verfahrens (z. B. Delphi-Studie oder Simulation) und unter Einbezug internationaler Erkenntnisse (Island, Schweden, Deutschland usw.) abschätzt».

Erst vor knapp vier Jahren hatte der Bundesrat einen umfangreichen Bericht («Vaterschaftsurlaub und Elternurlaub») präsentiert, der eine Auslegeordnung vornahm und nicht weniger als acht unterschiedliche Modelle vor-

legte. Dies in Erfüllung eines Postulats von Anita Fetz (SP).

Die Ständerätin aus Basel-Stadt befindet sich im Grossmutteralter und bleibt damit eher die Ausnahme. Oft kommen einschlägige Vorstösse von jungen Müttern oder Vätern, die sich wie Cédric Wermuth fordernd an die Allgemeinheit wenden und ihren Zusatzurlaub oder die externe Betreuung ihrer Kinder fremdfinanzieren lassen wollen.

### Nationalfonds macht Politik

Unterstützung erhält das Anliegen vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung im Rahmen des Nationalen Forschungsschwerpunkts «Lives. Überwindung der Verletzbarkeit im Verlauf des Lebens». Dieser verschlang seit 2010 über 80 Millionen Franken und wird auch vom EU-Projekt Garcia («Gendering the Academy and Research: combating Career Instability and Asymmetries») mit Millionen gesponsert. «Aus Sicht der Wissenschaft», schreibt die Nationalfondsforscherin Isabel Valarino, «reduzieren Elternurlaube geschlechtsspezifische Ungleichheiten unter der Voraussetzung, dass sie gut bezahlt sind, von beiden Elternteilen in Anspruch genommen und von der Allgemeinheit finanziert werden.»

Für den Nationalfonds, eine der renommiertesten Forschungsförderungsinstitutionen des Landes, «muss» es sich um ein «individuelles, unübertragbares Recht für alle Väter» handeln, das «adäquat vergütet» und «kollektiv finanziert» wird. Die meisten der bisher der Bundesversammlung unterbreiteten Vorschläge erfüllten diese Kriterien nicht, so Valarino. Und weiter: «Die eidgenössische Volksinitiative «Für einen vernünftigen Vaterschaftsurlaub – zum Nutzen der ganzen Familie», die vier Wochen bezahlten Vaterschaftsurlaub vorschlägt, ist dem Gleichheitsbestreben sehr zuträglich.» Die Gewerkschaftssekretäre könnten es nicht besser formulieren.

Für die Wissenschaftlerin ist der Vaterschaftsurlaub nur eines von vielen Mitteln eines umfassenden Social Engineerings, das «Normen» verändern und das Verhalten der Leute staatlich lenken will. Es geht nicht etwa in erster Linie darum, dass die jungen Väter nach der Geburt in einer ausserordentlichen Lebenssituation da sind und sich um das Wohl von Mutter und Kind kümmern. Der «Elternurlaub» setze vielmehr «die Grundlage für eine egalitäre Auf-



*Geschenk mit Zwangscharakter:* Politiker Wermuth.

teilung der bezahlten und unbezahlten Arbeit zwischen Vätern und Müttern». Mit anderen Worten: Mütter sollten mehr ausser Haus arbeiten, Väter weniger. Dieses Ziel steht letztlich hinter allen diesen Bemühungen.

Vorbild sind skandinavische Länder wie Island oder Schweden, wo die regulierte Vaterschaft längst Realität ist. Im Sozialmusterland Schweden beträgt die bezahlte Elternzeit volle 480 Tage, sprich: vier Arbeitsjahre. Es ist ein Geschenk mit Zwangscharakter: Je drei Monate müssen die Mütter und Väter beziehen, die übrige Zeit dürfen sie sich frei aufteilen. Ähnlich ist es auf Island: Auch dort müssen beide Elternteile zuerst je drei Monate beziehen, weitere drei Monate stehen wahlweise der Mutter oder dem Vater zu.

Von solch exzessiven und milliardenteuren Regelungen ist die Schweiz (noch) weit entfernt. Aber schon bei dem von den Initianten angepeilten vierwöchigen Vaterschaftsurlaub stellt sich die Frage, warum die Nachbarin oder der Nachbar meine private Lebensgestaltung mitbezahlen soll. Niemand ist daran gehindert, ein paar Wochen freizunehmen, wenn er dies möchte – sofern das eigene Kind ihm so wichtig ist wie Rimini oder Mallorca. Auch können Arbeitgeber nach Belieben Vaterschaftsurlaube gewähren. Der Staat hat im Kinderzimmer nichts verloren. ○



*Forscherin Valarino.*

**«Elternurlaube reduzieren geschlechtsspezifische Ungleichheiten unter der Voraussetzung, dass sie gut bezahlt sind.»**

## Milliarden-Tanz

**Exklusiv: Wie sich der Bundesrat die Zuneigung Brüssels erkaufen will.**

Diesen Freitag wird der Bundesrat eine aktuelle «Standortbestimmung zur Entwicklung der Beziehungen zur EU» vornehmen, wie die Verwaltung diese Beratungen umschrieben hat. Diskutiert wird auch der zweite finanzielle Beitrag der Schweiz an ausgewählte EU-Staaten, besser bekannt unter der Bezeichnung «Kohäsionsgelder». Die Schweiz soll als Teilnehmerin am EU-Binnenmarkt mitzahlen beim Abbau der wirtschaftlichen und sozialen Unterschiede in der EU, so die Idee. In den letzten zehn Jahren hat die Eidgenossenschaft dafür schon einmal 1,3 Milliarden Franken aufgeworfen. Jetzt soll nochmals der gleich hohe Betrag fliessen.

### Zahlungen für Griechenland und Italien

Das Parlament hat diesen zweiten Beitrag im September 2016 etwas voreilig bereits abgesegnet. Aussenminister Didier Burkhalter legt nun ein Aussprachepapier vor, unter welchen Bedingungen die Schweiz zu weiteren Zahlungen an die EU-Mitgliedstaaten bereit ist. Die *Weltwoche* hat das interne Papier studiert. Die Landesregierung muss dazu am Freitag einen Grundsatzentscheid fällen. Burkhalter will eine Vernehmlassung für die Kohäsionsmilliarde eröffnen, sobald alle relevanten Dossiers deblockiert sind. Das wäre jetzt der Fall. Der Aussenminister hat im Parlament am Montag verkündet, dass im Stromdossier diesen Sommer weiterverhandelt werde. Wann die 1,3 Milliarden dann tatsächlich bezahlt werden, will man jedoch auch von Fortschritten bei den künftigen Verhandlungen mit der EU abhängig machen.

Der Bundesrat will bei den Zahlungen zwei neue Schwerpunkte setzen: bei der Förderung des dualen Bildungssystem, also bei der Berufslehre, und bei der Bewältigung der Migration. Von Letzterem sollen nicht bloss, wie das bei Kohäsionszahlungen bisher der Fall war, nur die dreizehn neuen EU-Länder im Osten profitieren, sondern auch alte EU-Staaten wie Griechenland und Italien. Weiter sollen Massnahmen im Umwelt- und Klimaschutz sowie im Gesundheits- und Sozialbereich unterstützt werden. Insgesamt haben Burkhalter und Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann fünf verschiedene Varianten in einem separaten Aussprachepapier aufgelistet, wie dies der Bundesrat von ihnen am 20. Februar verlangt hatte. Je nach Variante werden die Schwerpunkte unterschiedlich gewichtet. *Hubert Mooser*

# Der Entrückte

**Aussenminister Didier Burkhalter verschiebt das Zentrum der Schweizer Aussenpolitik von Bern in seine Heimat Neuenburg.**  
*Von Hubert Mooser*

Es war im März dieses Jahres, während eines Besuchs von Bundesrat Didier Burkhalter in einem Flüchtlingslager im Norden Jordaniens. Die Westschweizer Zeitschrift *L'illustré* durfte den Aussenminister begleiten und rapportierte hinterher folgende Episode: Als Burkhalter Bonbons unter den Flüchtlingskindern verteilte, wollte eines der Kinder wissen: «Woher kommt der Mann, der Geschenke verteilt?» Burkhalter antwortete: «Aus Neuenburg, einem wundervollen Ort in der Schweiz.»

Die Antwort zeigt, wie wichtig Neuenburg für Burkhalter ist. Sie passt aber auch zu einem in Bern vieldiskutierten Thema: Der Aussenminister verbringe mehr Zeit zu Hause in Neuenburg als in seinem Büro in Bern. Im April erwähnte der *Tages-Anzeiger* diesen Befund in einem Nebensatz. Seither ist das Home-Office Burkhalters unter Parlamentariern in der ereignisarmen Sommersession ein Dauerbrenner, wie der Präsident der Aussenpolitischen Kommission, Roland Rino Büchel (SVP), bestätigt. Der Aussenminister sei aufgrund seines Jobs oft abwesend, deshalb gehöre er an Bord, wenn er im Land sei, findet Büchel. Ob Burkhalter in Neuenburg oder in Bern weile, sei nicht wichtig, meint dagegen der SP-Aussenpolitiker Eric Nussbaumer. Hauptsache sei, dass er arbeite.

Burkhalters Informationschef Jean-Marc Crevoisier wird fast sarkastisch, wenn man ihn auf die Büropräsenz Burkhalters anspricht: «Ich kann bestätigen, dass er jetzt [Montagnachmittag, Anm. der Red.] in seinem Büro sitzt und arbeitet.» Wie häufig der Chef des Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) von Neuenburg aus den Laden führt, kann Crevoisier nicht sagen. Er sei nicht mehr und nicht weniger in Neuenburg als früher.

### Seesicht und Familie

Burkhalter war immer schon Berufsneuenburger. Von 1991 bis 2005 gehörte er der Stadtregierung an, dreimal amtierte er als Stadtpräsident. Seit vierzehn Jahren politisiert er in Bern. Zuerst war er National- und Ständerat. Seit acht Jahren amtiert er als Bundesrat. Aber irgendwie ist der Romand mit dem George-Clooney-Look und den perfekt sitzenden Anzügen nie ganz in Bundesbern angekommen. Der Neuenburgersee, liess Burkhalter einmal durchblicken, fehle ihm rasch, wenn er weggehe. «Ohne die Weite eines Sees in der Nähe fühle ich mich fast schon eingeschlossen.» Vorne der See, hinten der Wald und an

seiner Seite Gattin Friedrun: Das ist das Umfeld, in dem sich der Aussenminister wohl fühlt.

Burkhalter betont, seit er als Bundesrat wirkt, bei fast jeder Gelegenheit, wo seine tatsächlichen Prioritäten liegen: bei seiner Familie. Als ihn nach seinem Wechsel ins Departement für auswärtige Angelegenheiten eine Zeitung fragte, ob er gerne Bundesrat sei, gab Burkhalter kurz und bündig zurück: Nein – weil ihn der Job von seiner Familie trenne.

Als Innenminister mit dichtgedrängter Agenda war der freisinnige Magistrat in Bern stärker gefordert. Als Aussenminister mit nur wenigen Dossiers ist seine physische Präsenz in der Bundesstadt weniger vorrangig. Das Amt bot ihm ausserdem die Möglichkeit, die Ehefrau auf Dienstreisen mitzunehmen, mehr als dies unter Bundesräten üblich ist.

### Staatsvisiten in Neuenburg

Schon zu Beginn seiner Karriere als Aussenminister verschob er das Zentrum der Aussenpolitik von Bern nach Neuenburg, sooft es ging. Kaum jemand nahm davon Notiz, dass er seine ausländischen Amtskollegen nicht am Sitz der Landesregierung in Bern, sondern an seinem Wohnort empfing. Im letzten Jahr traf er sich zum Beispiel mit den Aussenministern aus Italien, Russland, Schweden, China und Norwegen in Neuenburg.

Diese Extravaganzen hat man ihm lange Zeit durchgehen lassen. Denn das Jahr seiner glorreichen Präsidentschaft, 2014, in dem er als Vorsitzender der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) pausenlos unterwegs war, Putin die Hand schüttelte, mit dem deutschen Aussenminister Steinmeier und dem US-Amtskollegen Kerry Freundschaft schloss und dafür im ganzen Lande Bewunderung einheimste, diese Präsidentschaft überdeckte alles. Die Universität Neuenburg verlieh ihm die Ehrendoktorwürde. Ein Jahr später wählten ihn die Eidgenossen zum Schweizer des Jahres. Burkhalter surfte auf einer Sympathiewelle.

Die Widerwärtigkeiten in den Niederungen der Berner Politik delegierte er in dieser Zeit an seinen damaligen Staatssekretär Yves Rossier – zum Beispiel das umstrittene Rahmenabkommen mit der EU. Inzwischen ist alles anders. Rossier ist Botschafter in Moskau, SP-Frau Pascale Baeriswyl neue Staatssekretärin und Burkhalters Stern am Verblässen, wie die Westschweizer Zeitung *Le Temps* kürzlich



**Schleichender Imageverlust:** Neuenburger Bundesrat Burkhalter.

schrrieb. Die jetzt aufkeimenden Diskussionen über Burkhalters häufige Absenzen in Bern verdeutlichen den schleichenden Imageverlust, mit dem der EDA-Chef seit einigen Monaten konfrontiert ist.

### Knacknuss Rahmenvertrag

Burkhalter steht speziell mit dem Rahmenvertrag Schweiz–EU im Gegenwind. Auch die eigene Partei bremst. FDP-Präsidentin Petra Güssi sagt, der Bundesrat habe bisher keine Erklärung geliefert, weshalb man das Rahmenabkommen jetzt dringend abschliessen müsse. Sie selber sehe derzeit keinen Grund zur Eile. Auch die Wirtschaft sei sehr zurückhaltend. «Wir sollten zuerst einmal abwarten, was sich beim Brexit zwischen Grossbritannien und der EU tut», merkt Güssi an.

Es gibt keinen Yves Rossier mehr, der Burkhalter den Rücken freihält. Jetzt richtet sich die Kritik direkt an ihn. «Wenn man von Neuenburg aus die Welt betrachtet, könnte man schon den Eindruck bekommen, mit

dem Rahmenvertrag komme alles gut», spötelte ein CVP-Ständerat – weil Burkhalter in den letzten Wochen und Monaten wiederholt die Hoffnung verbreitet hatte, bei den Verhandlungen zum Rahmenabkommen stehe man vor dem Durchbruch. Im Nationalrat betonte er während der Sommersession plötzlich, es sei unmöglich, zu sagen, wie lange die Verhandlungen mit der EU noch dauern würden.

Seit Jahren warnen Vertreter aus allen bürgerlichen Lagern, dass ein Rahmenvertrag, der die Übernahme von EU-Recht und den Europäischen Gerichtshof als Streitschlichtungsinstanz vorsehe, chancenlos sei. Das Parlament will Burkhalter nun offenbar das Heft aus der Hand nehmen. Bundespräsidentin Doris Leuthard drängt sich bei der EU-Diskussion immer stärker vor. Vor diesem Hintergrund stellt auch CVP-Präsident Gerhard Pfister fest, dass sich Burkhalter sukzessive zurückziehe – in seine Wohlfühloase an den Gestaden des Neuenburgersees. ○

## Asylwesen

### Weniger schlecht

**Derzeit drängen nicht so viele Migranten zu uns. Die Schweiz agiert besser als das Ausland.**

Im zentralen Mittelmeer herrscht Hochbetrieb. Schlepper schicken von Libyen Boot um Boot, gefüllt mit «Flüchtlingen», auf das Meer hinaus. Hilfsorganisationen greifen sie auf und bringen sie nach Europa. Dieses Jahr sind bis Ende Mai 60 000 Migranten nach Italien gekommen, 18 000 mehr als im gleichen Zeitraum 2016. Die Schweiz ist aber weniger oft ihr Zielland als auch schon. In diesem Frühling sank die Zahl der Asylgesuche sogar leicht. Es kamen fast ein Viertel weniger Asylanten als letztes Jahr an. Mit der Schliessung der Balkanroute hat das nichts zu tun, war diese doch vor Jahresfrist längst zu. Vielmehr hat die Schweiz an Attraktivität verloren.

Viele Migranten wollen unser Land nur noch möglichst schnell durchqueren. Denn wer hier ein Gesuch stellt, hat oft schlechtere Karten als in einem Nachbarland. Asylbewerber aus sicheren Staaten wie Kosovo, Marokko oder Tunesien müssen mit einer raschen Ablehnung rechnen. Zudem wendet die Schweiz das Dublin-Abkommen konsequenter an als alle anderen europäischen Staaten: Wer schon anderswo ein Gesuch gestellt hat, muss dorthin zurück. Weiter bekommen es abgewiesene Asylbewerber mitunter mit Behörden zu tun, die hartnäckig auf die Ausreise hinarbeiten – zumindest in einigen Kantonen.

### Vorteil Musterschüler

All das macht zwar noch keine gute Asylpolitik aus. Noch kommen zu viele Migranten an, die mit echten Flüchtlingen wenig gemein haben. Ein grosser Teil bleibt für immer, was Unsummen an Geld kostet. Doch verglichen mit den Nachbarländern, die von der «Flüchtlingskrise» vollends überfordert sind, funktioniert unser Asylwesen einigermaßen. Die Schweiz gibt den Musterschüler, was ihr, im Gegenteil zu anderen Politikbereichen, für einmal zum Vorteil gereicht. Entspannt zurücklehnen darf man sich aber nicht. Manche Kräfte sägen am relativen Erfolg der Schweizer Asylpolitik: Der Nationalrat will auch abgelehnten Asylbewerbern definitiven Schutz zukommen lassen. Das Bundesverwaltungsgericht verhindert Dublin-Rückführungen nach Ungarn. Es braucht wenig, dass auch die Migrantenströme in Europa wieder anders fliessen: Öffnet das überforderte Italien die Schleusen gegen Norden und machen Frankreich und Deutschland ihre Grenzen dicht, sind die Schweizer Asylzentren bald wieder übertoll. *Alex Reichmuth*

# «Speicherreserven für Notlagen»

Die grossen Elektrizitätsunternehmen sind wegen tiefer Strompreise in Schwierigkeiten geraten. SP-Nationalrat Eric Nussbaumer fordert sie auf, ihre Zahlen offenzulegen. Erst dann könne man über staatliche Hilfe diskutieren. *Von Alex Reichmuth*



«Man darf die Energiewende nicht für gescheitert erklären»: Nussbaumer.

**Eric Nussbaumer, was würden Sie als Chef eines grossen Elektrizitätsunternehmens wie Axpo oder Alpiq tun, um die gegenwärtig schwierige Phase zu überstehen?**

Ich würde sauber planen, wie der verbleibende Betrieb und das Ende der Atomkraftwerke gestaltet werden sollen. Wichtig wäre, endlich die Partnerverträge zwischen den AKW-Betreibern publik zu machen. Diese Verträge sind bis heute unbekannt. Weiter würde ich klären, welche Rolle das Unternehmen beim Ausbau der erneuerbaren Energie spielen soll. Zudem ginge es darum, neue Geschäftsmodelle in Bezug auf Kunden zu entwickeln, die dezentral Energie produzieren oder speichern wollen.

**Sie wären ein schlechter Chef. Während Ihrem Unternehmen das Wasser bis zum Hals steht, brüten Sie über Langzeitkonzepten.**

In schwierigen Zeiten muss man klaren Kopf bewahren. Ein solches Unternehmen muss wissen, wo es in zehn Jahren steht.

**Sofern es das Unternehmen dann noch gibt. Die Elektrizitätskonzerne fahren wegen der tiefen Preise grosse Verluste ein.**

Es bleibt nichts anderes, als nach verbleibenden Chancen im Markt zu suchen und diese schwierige Situation durchzustehen.

**Ihr Unternehmen steht vor dem Konkurs!**

Ganz so schlimm ist es wohl nicht. Das Eigenkapital von Unternehmen wie Axpo oder Alpiq ist deutlich geschrumpft, aber noch nicht aufgebraucht. Die Anlagewerte der Wasserkraftwerke sind stark abgeschrieben worden, so dass man hier künftig wieder auf eine Rendite hoffen kann. Bei den Nuklearanlagen allerdings sind schwarze Zahlen tatsächlich nicht in Sicht, wegen des hohen Betriebsaufwands und

der Rückstellungen, die getätigt werden müssen.

**Würden Sie als Unternehmenschef dafür weibel, direkt oder indirekt staatliche Hilfe zu bekommen?**

Zuerst würde ich klarmachen, zu welchen Kosten Strom derzeit produziert und zu welchen Preisen er verkauft werden kann. Für diese Transparenz haben die grossen Elektrizitätsunternehmen bisher leider nicht gesorgt. Es ist offensichtlich, dass es eine Form von Ausgleich braucht, solange der Marktpreis unter den Gestehungskosten liegt – insbesondere für die Kraftwerke, die weiterhin das Rückgrat einer sicheren und umweltverträglichen Energieversorgung sind. Transparenz bei den Produktionsbedingungen und den Partnerverträgen ist aber Voraussetzung für staatliche Hilfe.

**Wenn private Unternehmen in einer Krise stecken, müssen die Eigentümer eingreifen, nicht der Staat. Also stehen unter anderem die Besitzerkantone in der Pflicht.**

Dass die Eigentümer zusätzliches Kapital aufbringen, damit eine Durststrecke überstanden werden kann, ist sicher richtig. Wenn aber die Chancen auf dem Strommarkt grundsätzlich fehlen, ist es an der Politik, für Abhilfe zu sorgen. Es geht heute darum, die Schweizer Infrastruktur zu erhalten. Als Politiker finde ich es falsch, dass die Elektrizitätsunternehmen versuchen, die unrentablen Firmenteile von den rentablen zu trennen, also insbesondere die Atomkraftwerke auszugliedern. Diese Art, Altlasten vor den Kapitalgebern zu verstecken und sie letztlich der Öffentlichkeit anzuhängen, ist unzulässig.

**Rollenwechsel. Sie sind nun in der deutschen Regierung für Energie zuständig. Die Energiewende der Deutschen ist in vielem Vorbild für die Schweizer Energiestrategie. Deutschland hat aber schon heute Mühe mit der Stromversorgung. Würden Sie dennoch wie geplant 2022 die verbleibenden acht Atomkraftwerke stilllegen?**

Ja. Das Restrisiko eines grossen Unfalls bei AKW darf nicht hingenommen werden. Es muss ohne Atomkraft gehen. Ich würde dafür sorgen, dass der Ausbau der Alternativenergie in Deutschland uneingeschränkt weitergeht. Leider wird da heute gebremst. **Sie würden damit das Land noch mehr von Kohlekraftwerken abhängig machen.**

Das ist eine Mär. Es gibt bessere Möglichkeiten als Kohleenergie. Man muss dezentrale

Stromspeicher bauen, etwa in Form von Batterien. Diese Speicher müssen in ein «intelligentes» Stromverteilnetz integriert werden. So kann Deutschland Versorgungsengpässe vermeiden.

**Diese Technologien sind noch nicht entwickelt. Aber der endgültige Atomausstieg steht in Deutschland schon in fünf Jahren an.**

Richtig ist, dass es allenfalls mehr Zeit braucht, bis modernste Speicher- und Verteilungstechnologien einsetzbar sind. Wenn man diese Entwicklung vorantreibt und nicht verhindert, ist es aber in spätestens zehn oder fünfzehn Jahren so weit. Bis dann muss Deutschland allenfalls effiziente Wärme-Kraft-Kopplungs-Anlagen in den Städten bauen, die mit Gas funktionieren.

**Deutschland subventioniert Solar- und Windenergie mittlerweile mit dreissig Milliarden Euro pro Jahr. Die Belastung für die Haushalte wird immer grösser. Gleichzeitig geht der CO<sub>2</sub>-Ausstoss nicht zurück. Diese Energiewende ist längst gescheitert.**

Nach nur fünfzehn Jahren darf man die Energiewende nicht für gescheitert erklären. Ohne Förderung von Alternativstrom wäre der CO<sub>2</sub>-Ausstoss Deutschlands wohl deutlich höher. Aber sicher stehen viele

Herausforderungen an. Solche stellen sich auch bei konventioneller Energietechnologie immer wieder. Niemand hätte etwa damit gerechnet, dass in Frankreich im letzten Winter 23 Atomkraftwerke ausfallen, also der halbe AKW-Park fehlt.

**In Ihrer nächsten Rolle sind Sie Doris Leuthards Nachfolger im Bundesrat. Die Schweiz ist im Winter schon heute auf Stromimporte angewiesen. Nun fallen bald die fixen Lieferverträge mit drei französischen AKW dahin. Wie würden Sie als Schweizer Energieminister für Abhilfe sorgen?**

Bei den Verträgen mit den französischen Anlagen geht es nur um Grenzkapazitäten, die sich die Schweiz gesichert hat. Vor allem im letzten Winter war es aber extrem schwierig, die Versorgung sicherzustellen, unter anderem wegen des Ausfalls so vieler französischer AKW. Strom importieren kann man aber jederzeit. Wenn die Schweizer Atomkraftwerke nach und nach stillgelegt werden, wie es das Volk beschlossen hat, müssen wir darauf achten, dass der Ausbau von Alternativstrom wirklich vorangeht. Im Winter sind es nur etwa zwanzig bis dreissig Tage, an denen die Versorgung mit eigenem Strom nicht klappt. Die Schweiz könnte etwa Speicherreserven für Notlagen definieren. Der Inhalt bestimmter Stauseen bliebe dann für die kritischen Tage reserviert.

**Ohne Atomstrom benötigen Sie den Inhalt dieser Speicherseen schon im Dezember. Im Januar ist dann nichts mehr da.**

Nein, denn in der Schweiz ist es selten schon im Dezember minus zwanzig Grad kalt.

**Jedenfalls brauchte es einen staatlichen Dirigenten, der sagt, welche Anlage wann läuft. Der freie Strommarkt wäre am Ende.**

Eine solche Kapazitätsreserve bedeutet sicher eine Einschränkung der unternehmerischen Freiheit. Aber es geht nicht an, dass die Betreiber von Stausee-Kraftwerken im Winter das Wasser dann turbinieren, wenn die Preise höher sind, um später über Leerstand in ihren Speicherseen zu klagen. Die Unternehmen foutieren sich mit einem solchen Vorgehen um die Versorgungssicherheit des Landes, darum muss die Politik eingreifen.

**Ist ein Stromabkommen mit der EU bei so viel Staatsdirigismus noch realistisch?**

Ob ein solches Abkommen unterzeichnet wird, hängt bekanntlich davon ab, ob die EU weiterhin vorgängig auf einem Rahmenabkommen über alle bilateralen Verträge mit der Schweiz besteht. Inhaltlich hingegen gibt es wohl kaum mehr grossen Bedarf an Verhandlungen. Ein Stromabkommen wäre sicher von Vorteil für die Schweiz, ist aber nicht existenziell. Ohne Abkommen wird jedoch alles teurer. Aber das muss nicht sein, wir können uns mit der EU einigen. ○

# HUBLOT



**SPIRIT OF BIG BANG  
MOONPHASE**

**BEXER**

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63  
beyer-ch.com

hublot.com • f • t • i

# Macron ist kein Schweizer

Unsere Mitteparteien treten die Flucht nach vorn an, als hätte ihnen Frankreichs Präsident den Weg gewiesen. Vorwärts soll sich die Schweiz bewegen. Aber wohin?

Von René Zeller

BDP-Präsident Martin Landolt ist bemitleidenswert. Praktisch unbeachtet von der Öffentlichkeit hat sich die selbsternannte Partei der bürgerlichen Vernunft unlängst neu positioniert: «Die BDP steht für vorwärts!» Doch während im Nachbarland Frankreich Emmanuel Macron mit dem deckungsgleichen Slogan – «En marche!» – den Präsidentenstuhl erklimmen hat und jetzt auch in den Parlamentswahlen durchstartet, geht es mit der Vorwärts-Partei BDP konstant abwärts. Landolt ist nicht Macron.

Auch FDP-Nationalrat Christian Wasserfallen hat nichts zu lachen. Seine Ambitionen auf einen Sitz im Berner Regierungsrat unterfütterte er mit dem Slogan: «Nicht links, nicht rechts, sondern vorwärts». Aber anders als beim französischen Überflieger geht es bei Wasserfallen konstant rückwärts. Er strebte vergeblich das Nationalratspräsidium an, ebenso das Fraktionspräsidium, begrub seine Ambitionen auf das FDP-Präsidium frühzeitig. Und jetzt darf der ungestüme Vorwärts-Politiker nicht für den Berner Regierungsrat kandidieren. Wasserfallen ist nicht Macron.

## Stillstand statt Aufbruch

Warum prescht Emmanuel Macron durch die französische Parteienlandschaft wie ein Schnellzug, während hierzulande die Mitteparteien stagnieren, schlingern, serbeln? Weshalb geht es nicht vorwärts zwischen links und rechts?

Die Schweiz ist nicht Frankreich. Zwar nennt sich unser westliches Nachbarland eine Republik. Aber sein Präsidialsystem, die Fixiertheit auf eine starke und ordnende Hand, trägt monarchistische Züge. Einmal war eine rechte Hand an der Macht, dann schwenkte das Pendel nach links. Weil beide Seiten – der Rechte Sarkozy und der Linke Hollande – nicht brillierten, setzt der Souverän jetzt auf den telegenen Macron, der den dritten Weg propagiert. Er will, wie weiland Tony Blair in Grossbritannien und Gerhard Schröder in Deutschland, vorwärts durch die Mitte.

Die Schweiz funktioniert anders. Unser politisches System setzt auf Machtteilung, auf parteipolitische Vielfalt. Wir haben keinen charismatischen Überflieger, sondern sieben biedere Bundesräte, die sich zusammenraufen müssen. Die Zeiten, als der Freisinn die Eidgenossenschaft nach Belieben modellierte, sind längst Geschichte. Seit Jahrzehnten tragen vier Parteien – FDP, CVP, SP, SVP – die Regierungs-



*Mehr Konkurrenten als Verbündete:* Nationalräte Landolt (l., BDP) und Wasserfallen (FDP).

bürde gemeinsam. Die Instrumente der direkten Demokratie – Volksinitiative, Referendum – sorgen dafür, dass allzu linke oder rechte Weichenstellungen kaum möglich sind. Das im Bundesstaat Schweiz gewachsene Prinzip der Konkordanz und das Proporzsystem lassen – anders als in Frankreich – parteipolitische Umstürze kaum zu. Nicht einzelne Figuren bringen das Land vorwärts. Letztlich sagt der Souverän, wohin die Reise gehen soll.

Macron hätte in der Schweiz nicht königlich abgeräumt. Das ist gut so. Gleichzeitig sind das schlechte Aussichten für die Mitteparteien. Die CVP nahm Macrons Credo im Wahljahr 2015 vorweg, indem sie in Anlehnung an ihre Particolore den Vormarsch durch die Mitte postulierte: «Orange bringt die Schweiz vorwärts!» Der Trend verläuft für die CVP andersherum, ihr Elektorat schrumpft. Auch die Grünliberalen erachten das Links-rechts-Schema als über-

holt. Ihr neuer Berner Hoffnungsträger, Regierungsratskandidat Michael Köppli, hat den «En marche!»-Erfolgslogan wie folgt eingedeutscht: «Aufbruch statt Stillstand!» Aus grünliberaler Sicht müsse die neue Mitte verkrustete Strukturen aufbrechen und alte Zöpfe abschneiden. Für Martin Landolt steht fest, dass seine BDP die perfekt eingemittete Antwort auf den «Einheitsbrei links und rechts» sei. Denn die richtige Frage in der Schweizer Politik laute nicht mehr: «Links oder rechts?» Sondern: «Vorwärts oder rückwärts?»

Die forcierte Macronisierung, der sich die Mitteparteien verschrieben haben, verheisst keinen Erfolg. Das liegt allein schon daran, dass die schweizerische Mitte vielstimmig ist. CVP, BDP, Grünliberale und auch EVP sind mehr Konkurrenten als Verbündete. Der gemeinsame Nenner lautet, es müsse vorwärtsgehen. Doch die programmatischen

Jalons weisen in diverse Himmelsrichtungen. Ein Beispiel: Die christlichdemokratische Familienpolitik ist aus grünliberaler Optik krass rückständig. Eine inhaltliche Arie, wie sie Emmanuel Macron als Solist angestimmt hat, kommt hierzulande in der übermöblierten Mitte schwerlich zustande. Eher resultiert kompromisslerische Kakophonie.

### Abschreckende FDP-Visionen

Am Versuch, das Links-rechts-Schema auf den Schrotthaufen der Schweizer Geschichte zu werfen, hat sich schon einmal der Freisinn die Finger verbrannt. 1998 proklamierte der damalige FDP-Präsident Franz Steinegger, seine Partei wolle sich nicht länger am Links-rechts-Gegensatz orientieren. Nach dem Ende des Kalten Kriegs sei eine Modernisierungspolitik jenseits von rechts und links angezeigt. Steinegger definierte den Widerspruch zwischen Status quo und Modernisierung als neue Konfliktlinie. Im

### Unser politisches System setzt auf Machtteilung, auf parteipolitische Vielfalt.

Manifest «Vision Schweiz 2007» konkretisiert die Reformpartei FDP ihre Vorwärtsstrategie: Wettbewerbsbehinderungen abbauen, Spitäler verselbständigen, die akademische Bildung deregulieren. Steinegger und sein Generalsekretär Johannes Matyassy postulierten ferner die EU-Mitgliedschaft und die Integration der Milizarmee in den Nato-Uno-Verbund. Und im Politsystem Schweiz stehe 2007 ein starker Bundespräsident an der Spitze eines Regierungsteams, das ein von mehreren Parteien getragenes Programm umsetze.

### Vorwärts ist kein Programm

Die Marschrichtung der FDP – vorwärts! – war sachpolitisch ein Flop, in elektoraler Hinsicht machte Steinegger mit seinen progressiven Visionen rückwärts. Erst als Fulvio Pelli das freisinnige Ruder übernahm und seine Partei wieder rechts der Mitte positionierte, wurde die Talfahrt gestoppt.

Vorwärts ist kein politisches Programm. Vorwärts kommt nur, wer ein klares Programm hat. Daran mangelt es den alten und neuen Mitparteien. CVP, BDP und Grünliberale verkennen mit ihren inhaltsleeren Vorwärts-Parolen, dass das Links-rechts-Schema als Orientierungsmuster nicht kleinzukriegen ist. Die Parteien rechts und links der Mitte sitzen, da klarer positioniert, fest im Sattel.

Die schwärmerischen Mitte-Strategen, die ihr Heil weder links noch rechts suchen, verkennen eines: Die Marschroute, die den charismatischen Emmanuel Macron ab durch die Mitte in präsidentiale Höhen getragen hat, funktioniert in der streng republikanischen Schweiz nicht. Frankreich ist nicht die Schweiz. ○

## Gegenrede

# Ruhig Blut, Herr Hodgers!

Der grüne Genfer Staatsrat warf dem Kanton Thurgau in der *Weltwoche* einen «Angriff auf die Schweiz» vor. Quatsch! Wir wollen bloss selber entscheiden, wann unsere Schüler Französisch lernen. Von Verena Herzog

Bevor sie ihrem Ärger Luft machen, rate ich Antonio Hodgers und seinen Gesinnungsgenossen, zuerst zuzuhören. Die Thurgauer wollen in keiner Weise den Französischunterricht in der Schule abschaffen. Davon war nie die Rede. Wer hat nur diesen Blödsinn in die Welt gesetzt? Wohl nur jemand, der nicht zuzuhören gelernt hat und nicht dialogfähig ist. Liebe Westschweizer, bleiben wir bei den Fakten: Der Thurgau will lediglich der erwiesenermassen ineffizienten Vermittlung von Fremdsprachen in der Primarschule adieu sagen.

Pädagogisch bedeutsam ist: Von allem *es bitzeli* ist von allem nichts. Der heiligen Kuh Frühfranzösisch fehlt die notwendige Intensität. Die Situation in der Schule mit zwei Wochenstunden darf nicht mit dem Spracherwerb von zweisprachig aufwachsenden Kinder verwechselt werden.

Die naturwissenschaftlichen Fächer leiden. Die durchschnittlich erzielten Resultate im Deutschunterricht sind mehr als problematisch. Wer es nicht wahrhaben will, dem empfehle ich, Schulabgänger in deutscher Sprache eine A4-Seite handschriftlich schreiben zu lassen. Für diese mangelhaften Resultate sind natürlich weder das Frühfranzösisch noch die Lehrpersonen verantwortlich zu machen. Vielmehr führt die nicht abreisende Zahl von immer neuen Anforderungen und Ansprüchen an die Schule in einem zeitlich beschränkten Stundenplan dazu. In diesem anspruchsvollen Umfeld sind von Emotionen und Ideologie geprägte Schulstrukturen fehl am Platz. Eine sachliche Analyse ist gefragt.

### Qualität kommt vor Quantität

Der Thurgau will einen effizienten Sprachunterricht in besserer Intensität zum richtigen Zeitpunkt. Das heisst, nur eine Fremdsprache in der Primarschule – dafür sollen sie die Kinder richtig lernen. Auf dem guten Fundament in der Erstsprache kann auf der Sekundarstufe effizienter die zweite Fremdsprache gelernt werden. Qualität kommt vor Quantität.

Herr Hodgers droht damit, den Finanzausgleich an den Thurgau zu streichen, wenn wir nicht parieren. Ich frage zurück: Was ist, wenn die Thurgauer Schulabgänger künftig das bessere Französisch aufweisen werden als andere? Wird Hodgers dann dafür plädieren, dass der Kanton Genf noch mehr in den Finanzausgleich zahlt? Nach seiner verqueren Logik wäre er dazu verpflichtet, denn davon hängt



Zusammenhalt des Landes: Staatsrat Hodgers.

gemäss Hodgers der Zusammenhalt der Schweiz ab. Das ist lächerlich.

Ruhig Blut, Herr Hodgers. Wir Thurgauer wollen besseres Französisch und besseres Deutsch, einen offenen Dialog und einen engen Zusammenhalt der Kantone. Das Regieren mit Hilfe von Drohungen ist respektlos und nicht sachdienlich, das gilt auch für Bundesrat Alain Berset, der am liebsten mit der Kavallerie bei uns einmarschieren würde. Die beiden Magistraten sollten sich ein Beispiel an den Italienisch und Romanisch sprechenden Regionen nehmen, die anständig auf ihre berechtigten Anliegen hinweisen, jedoch in der emotionalen Spracherwerbsdiskussion vergessen werden. Vielleicht brauchen die Herren zur Entspannung eine Klausur im Kloster Disentis GR, damit sie solche wichtigen politischen Probleme etwas gelassener anpacken können. Einen aufrichtigen Dialog zu führen und das Verständnis für die Anliegen anderer zu entwickeln, hängt nicht allein vom Erwerb der Sprache des Gesprächspartners ab. Wer die weitaus wichtigeren Eigenschaften wie Zuhören und Respekt vermissen lässt, zählt zu den Totengräbern des einmaligen Entwurfs Schweiz.



Verena Herzog ist SVP-Nationalrätin des Kantons Thurgau.



Dreihundert Flüchtlinge mehr: PdA-Aktivistinnen mit Stadträtin Schmid (r.).

# Biels Weltpolitiker

Stadträtin Judith Schmid (PdA) will 300 Flüchtlinge mehr aufnehmen als vorgesehen und ein starkes internationales Zeichen setzen. Konsequenzen blendet sie aus.

Von Alain Pichard

Der Bieler Stadtrat, in dem es eher beschaulich zugeht, macht gerne Weltpolitik, getreu dem Motto «Global denken, lokal handeln». In der letzten Legislatur etwa wollte die grüne Stadträtin Lena Frank den Gemeinderat dazu verpflichten, sich gegen das Freihandelsabkommen TTIP einzusetzen. Der leicht genervte Stadtpräsident, ein Sozialdemokrat, versuchte damals vergeblich, seine Genossinnen zu überzeugen, dass er hier der falsche Adressat sei. Aber eben, was ist schon eine Diskussion über die Sanierung der Abwasserleitung gegen eine Debatte über Globalisierung und Raubtierkapitalismus. Es gehe darum, so die grüne Stadträtin, ein Zeichen zu setzen.

## Die Leichen von La Gomera

Nachdem sich US-Präsident Donald Trump zu den Globalisierungsgegnern gesellt hat, ist der Freihandel plötzlich nicht mehr so interessant. PdA-Stadträtin Judith Schmid will den Gemeinderat nun mit einer anderen Weltmission beauftragen. Biel solle dreihundert Flüchtlinge mehr aufnehmen als zugewiesen und sich gegen alle Rückführungsweisungen der Bundesbehörden wehren. Selbstredend verwies auch Postulantin Schmid darauf, dass Biel damit ein starkes Zeichen senden würde.

Der Philosoph Max Weber sprach in solchen Fällen von Gesinnungsethik: Dabei geht es um Vertreter einer erhabenen Moral, die glauben, sich über die Konsequenzen des eigenen Handelns keine Gedanken mehr machen zu müssen. Weber setzte dem den Begriff der Verantwortungsethik entgegen. Gesinnungsethiker sehen das Elend und wollen sofort helfen. Der Verantwortungsethiker bedenkt die Folgen von Handlungen. Im konkreten Fall kennt er die Zahl der migrationsbereiten Menschen allein aus Nordafrika, welche in die Millionen geht – und denkt an die Signale, die da ausgesendet werden; er sieht die Folgen für seine Stadt.

Was Gesinnungs- und Verantwortungsethik bedeuten, hat der Schreibende vor zwölf Jah-

ren hautnah miterleben dürfen. Er weilte auf La Gomera, einer der Kanarischen Inseln, im Urlaub und wurde Zeuge des Flüchtlingsansturms aus Afrika. Tausende von Booten mit ausgemergelten jungen Männern strandeten auf der Insel. Zwischendurch wurden Leichen angespült, es waren schreckliche Bilder.

Der Grund für diese Katastrophe war ein gesinnungsethischer Akt. Ein Jahr zuvor hatte nämlich der sozialistische Ministerpräsident José Zapatero Wahlversprechen umgesetzt: Er legalisierte den Aufenthalt der vielen illegalen

«Ihr müsst einfach mal nach Spanien gelangen, nach einer gewissen Zeit werdet ihr legalisiert.»

Feldarbeiter, die unter erbärmlichen Bedingungen auf spanischen Plantagen arbeiteten. Der moralisch handelnde Politiker übersah bei diesem Akt aber mehrere schwerwiegende Konsequenzen.

Viele Schwarzarbeiter bekamen legale Jobs, ebenso viele landeten leider in der Sozialhilfe. Die illegalen Arbeitsstellen aber blieben. Und sie wurden wieder aufgefüllt. Die Botschaft nach Afrika war klar: «Ihr müsst einfach mal nach Spanien gelangen, nach einer gewissen Zeit werdet ihr legalisiert.» Dies war der Auslöser jener beispiellosen Völkerwanderung auf die Kanaren. Zapatero bat damals seine Parteifreunde Blair und Schröder verzweifelt um Soforthilfe. Diese antworteten ihm in aller Deutlichkeit: «Das hätten wir dir vorhersagen können, das musst du jetzt alleine auslöffeln.»

## Feurige Gesinnungsreden

Spanien hat seine Lektion gelernt und machte seine Grenzen dicht. Die Marine patrouilliert konsequent vor den Küsten, greift die Boote auf und bringt die Immigranten wieder zurück, Schlepper werden gejagt. Heute ist der Flüchtlingsstrom fast versiegt. Im Jahr 2016 sind vor

den spanischen Küsten 106 Menschen ertrunken. Vor der italienischen Küste waren es über 3000.

Zurück nach Biel, wo die Gesinnungsethiker der Welt zeigen wollen, wie man Migrationspolitik macht. Diesem Ansinnen verweigert sich der Verantwortungsethiker. Er setzt sich dafür ein, dass die bereits hier verweilenden Flüchtlinge versorgt und integriert werden und eine Schulbildung bekommen, damit sie ein selbstbestimmtes Leben führen können. Der Verantwortungsethiker weiss, wie schwierig das heute schon ist angesichts einer rekordhohen Sozialquote, miserabler Pisa-Resultate und gettoisierter Quartiere, deren Realklassen zu hundert Prozent aus Migrantenkindern bestehen.

Der Verantwortungsethiker weiss um die Grenzen der Aufnahmefähigkeit, trägt Sorge zu unserem Rechtsstaat, respektiert die föderalen Gesetze, die in der Schweiz durch Volksabstimmungen legitimiert wurden. Er weiss, dass genau dies unsere Stabilität garantiert und letztendlich die Sicherheit bietet, die vielen Flüchtlingen so viel bedeutet. Natürlich setzt er sich auch für gesunde Finanzen ein, damit dies auch alles bezahlt werden kann. Und für eine wettbewerbsfähige Wirtschaft, welche die Finanzen aufbringt, damit die Flüchtlinge hier eine echte Chance erhalten, die Moraldebatten im Stadtrat weitergehen können und der Lohn von Frau Schmid bezahlt wird.

Doch der Verantwortungsethiker erscheint oft langweilig. Kein Vergleich zu den feurigen Reden der Gesinnungsethiker im Stadtrat. Diese tönen nicht selten wie Kirchenpredigten und sind stets mit einem heiligen Furor umgeben, immer mit einem Schuss Apokalypse und jeder Menge Schuldzuweisungen. Dem haben die Verantwortungsethiker nicht mehr entgegenzusetzen als ihre zuweilen kühl wirkende Rhetorik. Nach einer emotionalen Debatte unterlagen die Verantwortungsethiker. Das Postulat Schmid wurde überwiesen.

Alain Pichard ist Lehrer und ehemaliger Bieler Stadtrat (Grünliberale).

# Experten an die Macht

Der Nationalrat will die Bürokratie bekämpfen, indem er für noch mehr Bürokratie sorgt. Der Vorschlag kam ausgerechnet von der SVP. Von Alex Reichmuth

Es tönt bestechend. Analog dem glückseligen Baron von Münchhausen, der sich selber am Schopf aus dem Sumpf zieht, soll sich der Staat dank einer «Regulierungsbremse» im Zaum halten: Wann immer ein neues Gesetz entsteht, muss automatisch ein anderes gestrichen werden. Der Nationalrat hat letzte Woche einem entsprechenden Vorstoss der SVP zugestimmt. Demnach soll der Bundesrat verpflichtet werden, bei jeder Ausweitung staatlicher Tätigkeit Vorschläge zu machen, wie das Plus an Regulierung durch einen Abbau anderer Gesetze und Verordnungen kompensiert werden kann. Die Regierung soll sich dabei auf ein verwaltungsexternes Expertengremium abstützen, das erst noch geschaffen werden muss. Dieses soll die Folgen neuer Gesetze möglichst objektiv abschätzen. «So entsteht Druck im politischen System», ist SVP-Nationalrat Hans-Ueli Vogt überzeugt, der Urheber des Vorstosses.

Man staunt, dass ein solcher Vorschlag von rechts kommt. Denn es sollte in der SVP be-



«Druck im politischen System»: Hans-Ueli Vogt.

kannt sein, wie Bürokratien wuchern: Zuerst wird ein Dschungel an neuen Vorschriften und Geboten geschaffen. Sobald der Überblick verloren geht, folgt der Ruf nach Abbau. Neue Instanzen und neue Abläufe helfen aber kaum, Bürokratie zu verringern. Sie erzeugen meist noch mehr Aufwand und Kosten.

Die Erwartung, im politischen Prozess gebe es so etwas wie eine objektive Wahrheit,

gemäss dieser der Regulierungsaufwand gemessen und kompensiert werden kann, mutet weltfremd an. Beim neuen Energiegesetz etwa reichten die Schätzungen über die Mehrkosten von 40 bis 3200 Franken pro Haushalt. Es ist kaum anzunehmen, dass ein neues Expertengremium herausfindet, was nun richtig ist.

## Doppelter Aufwand

Man denke auch an die Rentenreform, über die im September abgestimmt wird: Das Parlament hat dieser Reform denkbar knapp zugestimmt. Gemäss dem Vorstoss von Vogt hätte der Bundesrat nun die Pflicht, innerhalb eines Jahres eine Vorlage zu präsentieren, um die Regulierungsfolgen der Rentenreform anderswo zu kompensieren. Selbst wenn man wüsste, wie gross diese Folgen sind und durch was man sie aufwägen kann: Das Parlament müsste nochmals den gleichen Aufwand betreiben – von der Kommissionssitzung bis hin zum Beschluss im Plenum.

Denn das Streichen alter Gesetze dürfte genauso umstritten sein wie das Schaffen neuer. Dabei hindert die Parlamentarier schon heute nichts daran, staatliche Tätigkeit zu begrenzen. Es gehört sogar zu ihrer ureigenen Aufgabe, dieser Verantwortung nachzukommen – ohne neue Strukturen. Dafür sind die Politiker gewählt und bezahlt. ○



**axpo**  
Voller Energie

## Natürlich grüner Strom

Axpo ist die grösste Schweizer Produzentin von erneuerbaren Energien. Ob heimische Wasserkraft, Biomasse oder Windenergie an den besten Standorten Europas – bei uns hat die nachhaltige Energiezukunft schon begonnen. [axpo.com](http://axpo.com)

# Der Patriarch aus Künzelsau

Er hat ein Schraubenimperium mit 10 Milliarden Euro Umsatz und 67 000 Mitarbeitern aufgebaut. Eine Begegnung mit dem medienscheuen Unternehmer und Kunstsammler Reinhold Würth.

Von Peter Bollag

Da ist dieses Foto aus dem Jahre 1952: links der Vater, eine Hand auf dem Rücken, in der anderen die offenbar unvermeidliche Zigarre; die deutschen Wirtschaftswunderjahre lassen grüssen. Rechts der Sohn, etwas verlegen. Seine Hände scheinen ihm irgendwie im Weg zu sein, ihn fast zu stören. Der junge Mann im zu gross geschnittenen Zweireiher hat etwas von einem eben flügge gewordenen Vogel, der sich vergewissern will, dass der Papa ihn bei seinen ersten Flugversuchen auch wirklich unterstützt. «Adolf und Reinhold Würth, Lehrmeister und Lehrling» heisst die vielsagende Bildunterschrift in der Würth-Biografie der Journalistin Bernadette Schoog.

65 Jahre sind seit jenem Jahr vergangen, in dem der junge Reinhold als Lehrling im väterlichen Betrieb Vater Adolf auch gleich noch als Chauffeur durch die Lande kutschiert, denn der Firmengründer hat keinen Führerschein, und der Sohn macht seinen schon mit sechzehn Jahren. Nur zwei Jahre später bleibt es nicht bei Chauffeur- und Kurierdiensten: Völlig überraschend verstirbt der Vater mit erst 45 Jahren, und Reinhold übernimmt zusammen mit seiner Mutter die noch ziemlich bescheidene Schraubenhandlung im baden-württembergischen Künzelsau.

## Bomben auf den Regionalzug

Und macht daraus im Laufe der Jahre zusammen mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ein Unternehmen mit einem Umsatz von 10 Milliarden Euro und weltweit rund 67 000 Angestellten in 400 Gesellschaften. Ein Familienunternehmen, das Wert auf Qualität legt und deshalb mit seinen Produkten beispielsweise in Hobbymärkten nicht zu finden ist. Verkauft werden nicht bloss Schrauben, sondern manch anderes, was beispielsweise im Metall- oder Holzbau in die Verarbeitung kommt. Dieses Geschäftsmodell setzt sich durch. «Während Banken Filialen schliessen, baut Würth ein feinmaschiges Netz mit Niederlassungen auf, um noch näher beim Kunden zu sein», beschreibt es die NZZ 2015.

Aus dem scheuen Vogel von 1952 ist im Laufe der Jahrzehnte also ein Vorzeigewirtschaftsboss, ja ein Patriarch geworden, in der Schweiz würde man ihn wohl einen Patron nennen – ein Patron, der auch im Alter von 82 Jahren wach und präsent wirkt und um dessen Mund bei vielen Themen ein mildes Lächeln spielt, selbst wenn es um das garstige Thema Politik geht, um das man in diesen aufregenden Zei-

ten so gar nicht herumzukommen scheint. Sein schwäbischer Akzent, dem Schweizer Ohr ohnehin ziemlich vertraut, trägt das Seine zum Eindruck bei: Die Zeiten sind zwar, wie sie sind, aber die Wirtschaft lässt sich trotzdem nicht aus dem Tritt bringen und schon gar nicht von dieser seltsamen Politik dominieren. Selbst wenn ihn Deutschland, so Reinhold Würth, heute manchmal eher an eine «Edel-DDR» als an eine effiziente Republik erinnere, sagt er im Laufe des Gesprächs einmal.

Trump, Macron, Erdogan, Brexit, Bundestagswahlen: Reinhold Würth geht im Gespräch auf alle und alles ein und macht dabei aus seiner proeuropäischen Haltung keinen Hehl. Mitverantwortlich dafür dürften die Schrecken des Zweiten Weltkrieges sein, die der Junge im heimischen Künzelsau zumindest am Rande mitbekommt. Bei einem amerikanischen Fliegerangriff wird der kleine Regionalzug bombardiert, der Lokomotivführer, «Herr Steinbach», wird dabei getötet. Reinhold, zusammen mit anderen Kindern beim Spiel, beobachtet die Szene und erschrickt wohl zum ersten Mal so richtig in seinem Leben. Tod und Zerstörung im Kinderland.

Von da bis zur Überzeugung des Wirtschaftsmanns, es dürfe in Europa keinen Krieg mehr geben, und nur ein vereintes Europa könne das garantieren, ist es kein weiter Weg mehr.

So versteht es sich von selbst, dass er es gerne sähe, wenn auch die Schweiz EU-Mitglied wäre, zumal er einen Schweizer Schwiegersohn hat und etwa Graubünden und andere Gegenden in der Schweiz als Feriendestinationen schätzt.

## Holding in Chur

Im Gegensatz zu manchen seiner Landsleute hält er sich aber mit Ratschlägen an die Schweiz sehr stark zurück und meint, deren Bewohner wüssten selbst am besten, was für sie gut sei.

Da spricht der Pragmatiker und wohl auch einer, der der Schweiz mehr als dankbar ist. In Chur nämlich ist schon seit 1964 die Holding von Würth für das Auslandsgeschäft angesiedelt. Die neutrale Schweiz schien Reinhold Würth auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges ein sichererer Ort als die heimische Bundesrepublik zu sein, die als Nato-Mitglied ja vielleicht in einen bewaffneten Konflikt mit der Sowjetunion hätte verwickelt werden können: eine Angst, die in jenen Jahren nicht bloss Reinhold Würth in Künzelsau gehabt haben dürfte.

Chur neben Rorschach und Arlesheim ist aber auch einer der drei Standorte des Forums Würth. Beim Forum Würth geht es nicht um Schrauben, sondern um – Kunst.

Reinhold Würth hat sich nämlich einen zusätzlichen Namen als Kunstsammler gemacht, weit über Deutschland hinaus. Mittlerweile sind es 17 000 Werke, in die Würth insgesamt eine dreistellige Millionen-summe investiert hat, darunter sind so illustre Namen wie Georg Baselitz, Henry Moore oder Max Ernst.

Schlagzeilen machte der Kunstsammler Würth auch, als er seinerzeit die «Schutzmantelmadonna» von Hans Holbein dem Jüngeren erwarb. Eine Gruppe um den damaligen Direktor des Frankfurter Städel-Museums, Max Hollein, wollte das Werk kaufen und brachte 40 Millionen Euro zusammen. Den Zuschlag erhielt dann aber Reinhold Würth,

an sich kein besonderer Freund «alter» Kunst. Für den Holbein soll er 60 Millionen bezahlt haben. Auch wenn sich Würth über den wirklichen Kaufpreis ausschwig: Mit diesem Deal war ihm auf jeden Fall ein Coup gelungen, der seinesgleichen suchte.

Reinhold Würth besucht auch seine Schweizer Kunstsammlungen regelmässig – kürzlich etwa das Forum Würth in Arlesheim, wo auch das Gespräch mit ihm stattfand.

Dass seine beiden Töchter Marion und Bettina (mit seiner Frau Carmen hat er auch



Holbeins «Darmstädter Madonna».

Mittlerweile sind es 17 000 Werke, in die Würth total eine dreistellige Millionen-summe investiert hat.



«Auch als Kunstsammler bleibe ich Kaufmann»: Schraubenfabrikant Würth, 82.



Flügge geworden: Vater und Sohn Würth, 1952.

noch einen Sohn) versuchen, seine Kunstleidenschaft zu bremsen, wenn er wieder einmal ein Bild ersteigert, ist eher unwahrscheinlich. Zum einen sieht er Kunst genauso als Investition: «Auch als Kunstsammler bleibe ich Kaufmann», sagt er dazu. Zudem ist die Struktur seines Unternehmens ganz auf ihn zugeschnitten: Den Aufsichtsrat der Stiftung präsidiert Reinhold Würth nämlich auf Lebenszeit, seine Kinder wurden ausbezahlt. Das habe nichts mit Misstrauen zu tun, sagt er dazu. Doch habe er schon zu oft bei Familienunternehmen gesehen, wie die Sachen aus dem Ruder gelaufen seien. Im Aufsichtsrat sollen auch Leute ausserhalb der Familie Einsitz nehmen, wichtige Entscheidungen sollen 80 oder sogar 100 Prozent Zustimmung erhalten müssen. So hat es Reinhold Würth bestimmt, und so wird es gemacht.

#### Produktivitätsbremse Fussball-WM

Zu Hause in der Wirtschaft, zu Hause in der Kunst: Da macht es Reinhold Würth anscheinend weniger aus, Fussballfans vor den Kopf zu stossen. Während der Fussball-WM 2014 in Brasilien beklagte er sich nämlich öffentlich darüber, dass die Produktivität in der deutschen Wirtschaft während der Fussballübertragungen massiv sinke. Für seinen eigenen Betrieb verbat er sich fussballerisch motivierte Arbeitsunterbrechungen.

Bei der Fussball-WM in Russland in einem Jahr will der grosse Russland-Freund Würth aber Zurückhaltung üben, sagt er im Gespräch. Nette Pointe: Würth gehört zu den Sponsoren des nicht bloss in der Schweiz renommiertesten Eishockey-Turniers, des Spengler-Cups. Aber das findet eben auch zwischen Weihnachten und Neujahr statt, also dann, wenn in vielen Unternehmen ohnehin Betriebsferien sind. ○



Mit dem Leben versöhnt: Ex-Radprofi Beat Breu an der Tour-de-Suisse in Cham ZG.

## Sie nannten ihn Bergfloh

Auf dem Velo fühlte sich Beat Breu pudelwohl, zweimal gewann er die Tour de Suisse. Seit dem Ende seiner aktiven Karriere gleicht sein Leben einer Berg-und-Tal-Fahrt.

Von Michael Baumann und Hervé le Cunff (Bild)

Jedes Jahr, wenn der Tross der Tour de Suisse durch die Schweiz rollt, kommt den Radsportfreunden Beat Breu in den Sinn. Der St. Galler war während siebzehn Jahren nicht nur einer der Besten seines Fachs und der letzte Schweizer Pedaleur, der die Rundfahrt im eigenen Land zweimal – 1981 und 1989 – gewinnen konnte. Dieses Kunststück gelang sonst nur noch den Grössten des eidgenössischen Radsports, nämlich Hugo Koblet, Ferdy Kübler und Louis Pfenninger. Der populäre Sportsmann Breu ist auch nach seiner aktiven Karriere bis heute in den Schlagzeilen geblieben, weshalb er nach wie vor einem breiteren Publikum bekannt ist. Als wir ihn zum Gespräch

in einer Hotelloobby treffen, drehen sich viele Köpfe nach ihm um.

### Kontrahent Godi Schmutz

Etwas fülliger ist der 59-Jährige geworden, aber sonst ist er der Gleiche geblieben – witzig, gesprächig, freundlich. Dabei hätte er einige Gründe, um verbittert zu sein. Denn Beat Breu hat Höhen und Tiefen im Radsport und später im Zivilleben durchgemacht.

Als junger Profi schaffte er 1981 den Durchbruch, als er im Alter von 23 Jahren die «Züri-Metzgete» und die Tour de Suisse gewann. Durch den Sieg an der Schweizer Landesrundfahrt wurde Breu über die Velokreise hinaus

schlagartig landesweit bekannt. Sein legendäres Duell mit Gottfried «Godi» Schmutz, dem Mannschaftskollegen im Cilo-Aufina-Team, füllte nicht nur die Spalten auf den Sportseiten. Breu war als Leader zur sechsten Etappe von Genf nach Brig gestartet und wollte im Aufstieg nach Crans-Montana selber angreifen. «Da ist Schmutz neben mich hingefahren und hat gesagt, der sportliche Leiter lasse ausrichten, ich solle keinen Angriff unternehmen», sagt Breu.

Damals waren die Fahrer noch nicht verkabelt, und Breu leistete der Anweisung gutgläubig Folge. So kamen die Favoriten zusammen nach Crans-Montana – wo dann

Schmutz in der Abfahrt nach Brig Breu stehenliess. Zwar gewann der Teamkollege die Etappe nicht, er zog aber Breu das gelbe Trikot des Leaders aus. «De Gottfried isch für mi gschtorbe», quittierte der entthronte Leader das Verhalten des Teamgefährten. Denn die Anweisung des sportlichen Leiters hatte es gar nicht gegeben.

Am Abend dieser Etappe sass Schmutz als Leader beim Nachtessen ganz allein am Tisch. Das Duell hatte die ganze Schweiz erfasst und erhitzte die Gemüter. Schmutz bekam sogar anonyme Morddrohungen.

Der Rummel setzte Schmutz mehr zu, als ihn das Leadertrikot beflügelte. Auf der neunten Etappe stand das Bergzeitfahren von Lugano auf den Monte Brè an, das Breu «mit der ganzen Wut im Bauch» in Angriff nahm. Auf dem nur 9,5 Kilometer langen Abschnitt deponierte er Schmutz deutlich und fuhr wieder in den «Sagg», wie er das gelbe Trikot nennt. Bis ins Ziel in Zürich gab er es nicht mehr her; der angeschlagene Schmutz wurde am Ende nur Vierter. «Damals enttäuschte mich das Verhalten von Godi schon», sagt Breu. Heute lacht er darüber. Schmutz ist einer aus der Szene, mit dem er noch befreundet ist. Kontakt hält er zudem mit Urs Freuler, der Sprintradete aus dem Glarnerland, und mit Erich Mächler.

### Auf Teufel komm raus

1982 ging Breus Stern an der Tour de France auf, als er die Berge stürmte und zwei Etappen gewinnen konnte, darunter den Königsritt auf die Alpe d'Huez. Der Bergfloh war geboren. Wie wenn es gestern gewesen wäre, erinnert sich Breu an diese Sternstunde. Sein Angriff erfolgte im Schlusssaufstieg aus dem Feld heraus. Auf Teufel komm raus wuchtete er die engen Kehren hinauf – ohne die Strecke gekannt zu haben. Beat Breus härteste Gegner hiessen Bernard Hinault, der spätere Sieger, Joop Zoetemelk und Johan van der Velde. «Momoll, die habe ich gröber auseinandergenommen», sagt Breu schelmisch lachend. Dabei sei er mehrmals über dem Limit gefahren, «so dass es mich auch hätte parkieren können», so schwelgt er in seiner bekanntermassen blumigen Sprache in Erinnerungen.

Damals sei man noch nicht nach Watt gefahren, sondern habe auch einmal etwas riskiert. Breu stört sich an der Entwicklung des Velorennsports. «Heute fährt jeder mit einem Knopf im Ohr und folgt nur den Anweisungen des Teamchefs.» Eigeninitiative und Renninstinkt seien nicht mehr gefragt, als Folge davon seien die Rennen langweiliger geworden. «Es kommen ja kaum mehr Ausreisser durch.»

Aber auch 1982, als Breu die Tour de France im sechsten Schlussrang beendete, war aus seiner Sicht nicht alles gut. Die Streckenführung kostete den Bergfloh eine Spitzenklassierung. Damals war Hinault der Star der

Szene und Frankreichs Lokalmatador. Dazu ein begnadeter Zeitfahrer. Die Veranstalter bauten vier Einzel- und ein Mannschaftszeitfahren in die 21 Etappen ein. Hinault gewann vier dieser Prüfungen gegen die Uhr und nahm Breu insgesamt dreizehn Minuten ab – ziemlich genau die Zeit, die am Schluss zwischen den beiden lag.

### Selbstfinanziertes Arbeitsgerät

Gefahren war Breu damals nicht ein Velo von Sponsor Cilo, sondern ein Modell, das die Firma Lang in Romanshorn eigens für ihn angefertigt hatte und für das er selber aufkommen war. «Rund sechstausend Franken hat mein Velo gekostet», sagt er; das war viel Geld. «Ich würde es aber neben jedes moderne Rad stellen.» Nur sieben Kilogramm wog Breus Arbeitsgerät, etwa zwei Kilogramm weniger als die Velos, die Cilo zur Verfügung stellte. Auf das für damalige Verhältnisse geringe Gewicht kam man, weil die Wände der Stahlrohre nur drei Millimeter dick waren. Zudem wurden die Kettenblätter ausgebohrt. Die Kette war aus Titan, die Naben sowie die Brems- und Schaltgriffe waren aus Plastik. Auf ein Griffband wurde verzichtet. Heute sitzen die Rennfahrer auf 5,8 Kilogramm schweren Carbon-Velos.

In den Folgejahren konnte Breu an der Tour de France nie mehr an die als Novize erzielten Erfolge anknüpfen. 1984 geriet er trotzdem wieder in die Schlagzeilen – in negative. Noch immer im Cilo-Aufina-Team, zettelte er auf einer Etappe eine Schlägerei mit Mannschaftskollege Serge Demierre an. «Er hat beim Warmfahren gesagt, er sei schlecht drauf und habe keine Kraft», schildert Breu den Vorfall, «weshalb er sich immer am Mannschaftswagen festgehalten hat.» Als dann ernst galt, «war Demierre der Erste, der angriff». Das goutierte Breu nicht, weshalb er seinen Teamgefährten anrumpelte. Die Folgen: Demierre wurde am gleichen Abend nach Hause geschickt, Breu Ende Saison entlassen, worauf er zu einer italienischen Mannschaft wechselte.

Zum Radsport war Breu nicht zufällig gekommen. Sowohl der Vater, Dritter der inoffiziellen Weltmeisterschaft im Querfeldein 1948 in Paris, als auch der Onkel, Teilnehmer an der Tour de Suisse, waren talentierte Fahrer. Lange stand Beat Breu im Schatten seines Bruders. «Als Junior bin ich in jedem Rennen Letzter geworden», denkt er an die harten Anfänge zurück. Eines Tages aber war er im Training besser als der Bruder und gewann mit neunzehn Jahren ein Bergrennen in Le

Locle. «Dort ist der Knopf aufgegangen.» Er gab seinen Beruf als Pöstler auf und unterschrieb den ersten Profivertrag bei Willora. In der zweiten Saison, 1979, blieb Breu an der Tour de Suisse wegen des Mittels Stimul in einer Dopingkontrolle hängen und wurde disqualifiziert, aber nicht gesperrt. Die Pillen habe er von der Mannschaftsleitung bekommen, sagt er.

### Zu spät aufgehört

1989 entschied Breu die Tour de Suisse noch einmal für sich. Im Verlauf der Karriere gewann er auch am Giro d'Italia Etappen und war als Querfeldein- und Mountainbike-Fahrer sowie Steher erfolgreich.

Abseits der Strasse schlichen sich Misserfolge ins Leben des Berufsradfahrers. Viel Geld verlor er bei einem Investment in Mehrfamilienhäuser, weil sein Bruder Geld veruntreute. 1995 gab er seinen Rücktritt bekannt und tingelte sieben Jahre lang mehr oder weniger erfolgreich als Komiker durch die Deutschschweiz, wobei er die Leute mit

Anekdoten aus seinem Veloleben unterhielt. Zu diesem Schritt überredet hatte ihn Claus Scherer, der Manager von Kliby, der zusammen mit Peach Weber das Programm schrieb. «Die ersten vier Jahre liefen super», sagt Breu, dann liess das Interesse nach, auch weil es kein neues Programm gab. «Rückblickend hätte ich früher aufhören sollen.» Mehr Spott als Erfolg erntete Breu auch als Geschäftsführer des Sexklubs «Longhorn City» in Oberbüren. Nach Comebacks als Bahnfahrer stieg er erst 2009 definitiv vom Velo.

Tempi passati. Seit zehn Jahren ist Beat Breu als Aussendienstmitarbeiter bei einer Firma angestellt, die Ersatzteile für Velos, Mofas und Roller vertreibt. Zusammen mit seiner jetzigen Frau

wohnt er am Walensee. Er macht einen zufriedenen Eindruck, ist mit dem Leben versöhnt, vermisst das Rampenlicht nicht. Von Unfällen blieb er weitgehend verschont, nur einmal, auf der Flèche Wallonne, hatte er einen schweren Sturz. Insgesamt legte er in Trainings und Rennen rund 600 000 Kilometer zurück.

Mit dem Radsport ist das Stehaufmännchen Beat Breu noch immer verbunden, ganz loslassen kann er nicht. Während des diesjährigen Giro d'Italia war er bei einigen Etappen als Zuschauer dabei. Und während der jetzigen Tour de Suisse betreut er für einen Sponsor Gäste. Ein Velo besitzt er aber schon länger nicht mehr. «Ich vermisse es nicht», beteuert der ehemals begnadete Bergfloh. Irgendwie will man es ihm nicht recht glauben. < ○



Monte Brè, 1981.

«Momoll, die habe ich gröber auseinandergenommen».

# «Schmeisst das Lehrbuch weg»

Vergesst Kim, Putin und Assad. Der Hass auf Donald Trump nimmt historisch einmalige Züge an. Journalisten verfolgen den Präsidenten mit missionarischem Eifer. Überall brechen die Dämme des guten Geschmacks. Bestandsaufnahme einer fiebrigen Feindkultur. *Von Urs Gehrig*

Tagelang heizten die Medien die Stimmung auf, bis der Matador letzte Woche endlich in die Arena trat. James Comey, als FBI-Direktor von Trump schmähhlich gefeuert, stand vor dem US-Senat zu «Russiagate» Red und Antwort. Würde er den Beweis für ein strafbares Fehlverhalten des US-Präsidenten vorlegen? Einen Beleg für einen Amtsmissbrauch gar, der Trump ans Messer lieferte?

Als zwanzig Millionen Amerikaner nach vier Stunden ihren Fernseher ausknipsten, war klar: Es gibt keine *smoking gun*. Juristisch betrachtet, lautet das Fazit:

- Trump war nie Gegenstand von Ermittlungen.
- Für ein Amtsenthebungsverfahren fehlt jede Grundlage.
- Es liegt kein Beweis vor, dass sich Team Trump mit den Russen abgesprochen hat.
- Es liegt kein Beweis vor, dass die Russen den Ausgang der US-Präsidentenwahlen entscheidend beeinflusst haben.
- Obwohl Comey unter Eid aussagte, sechzehn US-Geheimdienste seien überzeugt, dass die Russen versucht hätten, die Wahlen zu manipulieren, liegt auch dafür bis dato offiziell kein Beleg vor.
- Last, but not least: Trump hat die Justiz nicht behindert.

Genau dies hatten Medien, gestützt auf Comeys Gesprächsnotizen, querbeet insinuiert. Ja, sie hatten es richtiggehend gehofft. Der Schlüsselsatz für eine allfällige Justizbehinderung lautete: «Ich hoffe, Sie sehen für sich einen Weg, die Sache sein zu lassen, Flynn gehen zu lassen.» (Mike Flynn, ehemaliger Nationaler Sicherheitsberater unter Trump, wurde von diesem entlassen, weil er der Regierung über seine Kontakte zu Russen nicht die Wahrheit sagte.)

## Erst Faszination, dann Hass

Er habe diesen Satz von Trump, geäußert bei einem Treffen unter vier Augen, als Aufforderung aufgefasst, erklärte Comey im Hearing. So überzeugend klang das nicht. Als dann der republikanische Senator James Risch, Idaho, nachfragte: «Okay, Sie kennen niemanden, der je angeklagt wurde, weil er etwas hoffte. Ist das ein faires Statement?», gestand Comey ein: «Ich kenne niemanden, so wahr ich hier sitze.»

Kurz und bündig: Trumps plumper Satz der Hoffnung gibt keinen Stoff her für ein juristisches Verfahren gegen ihn. Für definitive



Klarheit in der Russland-Affäre wird voraussichtlich Sonderermittler Robert Mueller sorgen. Seine Untersuchungen werden Monate, wenn nicht Jahre beanspruchen. Was die Medien freilich nicht daran hindert, die Kampagne gegen Trump fiebrig weiterzudrehen. Eine Kampagne, die Trump als «die schlimmste in der politischen Geschichte Amerikas» bezeichnet.

Dass der Präsident, der zu Übertreibungen neigt, sich selbst als Opfer sieht, ist klar. Doch wie massiv ist die Voreingenommenheit der Medien in Bezug auf Trump wirklich? Der ehemalige CEO der National Broadcasting Company (NBC), Bob Wright, gab jüngst eine ebenso kurze wie eindeutige Antwort: «Sie ist allgegenwärtig.»

Während der republikanischen Vorwahlen genoss Trump mediale Beachtung rund um die Uhr und Gratiswerbung im Wert von Milliarden Dollar, sehr zum Verdruss seiner parteiinternen Konkurrenten. Doch als der ungehobelte Milliardär sich die Nomination der Republikaner gesichert hatte, schlug die Faszination der Medien in schäumenden Hass um.

Drei Monate vor der Wahl beschwor ein Medienkolumnist der *New York Times* die Journalistenzunft: «Wenn du ein aktiver Journalist bist und glaubst, dass Donald J. Trump ein Demagoge ist, der die schlimmsten rassistischen und nationalistischen Tendenzen bedient, dass er sich antiamerikanischen Diktatoren anschmiegt und dass er in der Nähe unserer Atomwaffen eine Gefahr wäre, wie zum Henker stellst du dir vor, dass du über ihn berichten solltest?» Die Frage war rhetorisch. Die Antwort lieferte er gleich selbst: «Wenn du all diese Dinge glaubst, dann musst du das journalistische Lehrbuch wegschmeissen, mit dem wir seit Jahrzehnten gearbeitet haben.»

## Fokus auf Machtgerangel

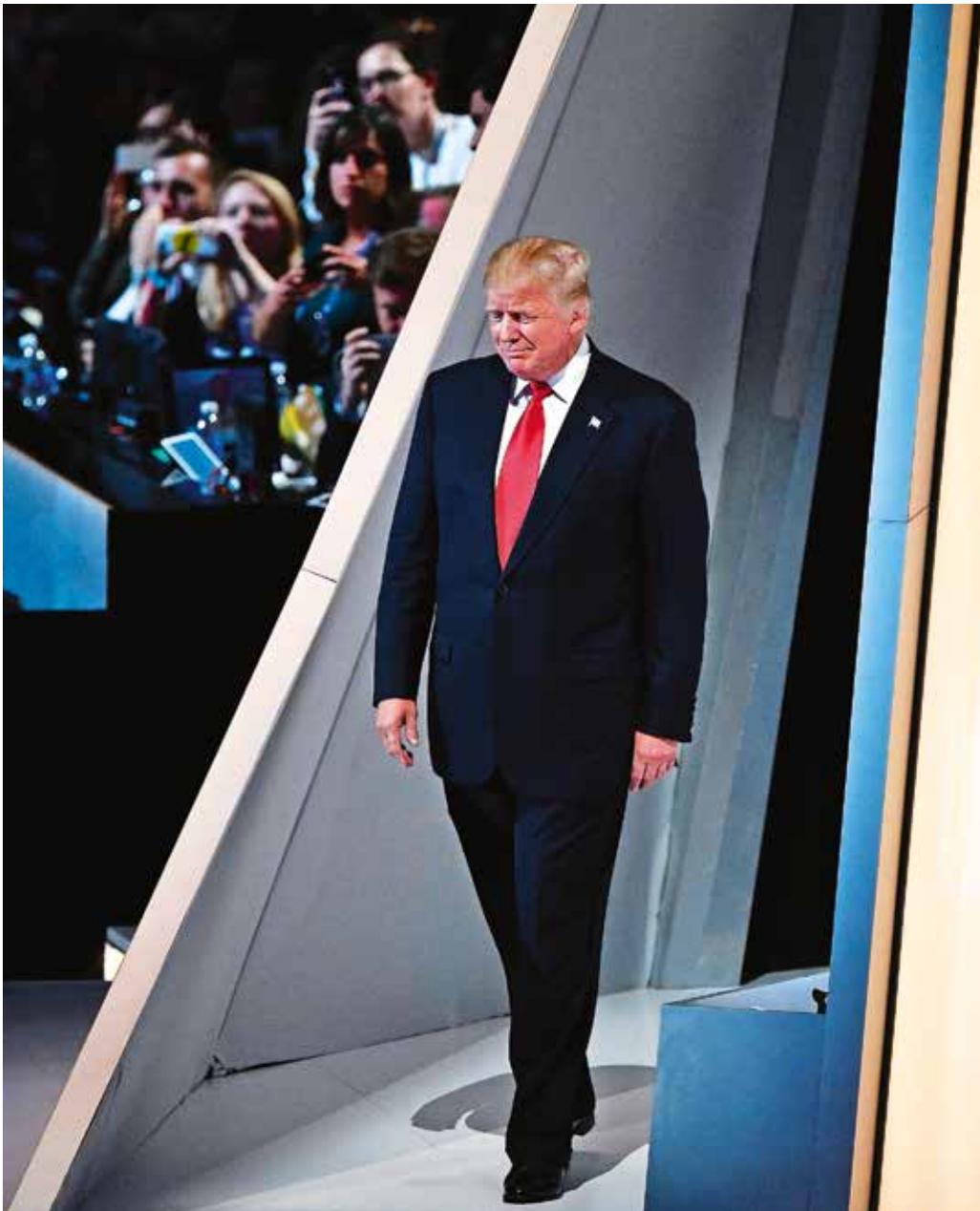
Genau das haben die meisten amerikanischen Journalisten getan. Sie ergriffen Partei gegen Trump. Erst recht, als er zum 45. Präsidenten der USA gewählt wurde. Durch den finanziellen Einsatz zugunsten von Trumps Rivalin in Form von Wahlkampfspenden wurde für viele der Ausgang der Präsidentschaftswahl emotional noch verstärkt. Das Center for Public Inte-

grity kam zum Schluss, dass 96 Prozent der Wahlkampfspenden von Leuten, die sich als «Journalisten, Reporter, Nachrichtenschaffende und TV-Nachrichtensprecher» auswiesen, an Hillary Clinton gingen. Total 382 000 Dollar. Donald Trumps Stück vom Medienkuchen? 14 000 Dollar.

Kein Wunder, dass die Berichterstattung über Trump im Wahlkampf in überwältigendem Ausmass negativ ausfiel. Das Media Research Center eruierte, dass in den zwölf Wochen nach den Parteikonventen im Juli 2016 Trump zwar «signifikant mehr Beachtung von elektronischen Nachrichtensendern erhielt als seine demokratische Rivalin, dass aber praktisch die gesamte Berichterstattung (91 Prozent) feindlich war».

Seit Trump im Amt ist, hat die Hass-Tirade der Medien massiv zugenommen. Das Shorenstein Center on Media an der Harvard University veröffentlichte letzten Monat einen Bericht, der die tiefe und beispiellose Feindseligkeit gegenüber Präsident Trump in den ersten hundert Amtstagen statistisch dokumentiert. «Der Level negativer Berichterstattung bestärkt Trumps Argument, dass die Medien darauf versessen sind, seine Präsidentschaft zu zerstören», erklärt einer der Autoren des Berichts. Während die Presse «Trump's Präsidentialdekretten [*executive orders*] nur minimale Aufmerksamkeit schenken», würden sie stattdessen auf das Washingtoner Machtgerangel fokussieren. «Nie zuvor waren Journalisten so lange so fixiert auf einen einzigen Schlagzeilengenerator wie im Fall von Donald Trump.»

Und nie zuvor, so scheint es, waren die Medien so versessen darauf, aus der Hüfte zu schiessen – inklusive einer peinlich hohen Zahl von Attacken aus Vorwürfen, die sich als falsch erweisen sollten. Begonnen mit den Fake News hat es gleich an Tag eins. Als das First Couple am «Liberty Ball» nach der Inauguration zu der Melodie von «My Way» über die Bühne tanzte, berichtete CNN, Nancy Sinatra sei «nicht glücklich» darüber, dass die Trumps die legendäre Melodie ihres Vaters Frank ausgewählt haben. Nachdem sie von der Berichterstattung des Senders erfuhr, der sich dem Slogan «The most trusted name in news» anpreist, antwortete Nancy Sinatra: «Das ist nicht wahr. Das habe ich nie gesagt. Warum lügt ihr, CNN?» Und sie fügte an: «In Wirklichkeit wünsche ich ihm nur das Beste. Ein guter Präsident ist hilfreich für die ganze Welt.»



**Mutmassung wird Fakt:** Donald Trump.

Doch die falschen Berichte hatten eben erst begonnen. Und sie wurden immer verrückter. *The New Republic*, einst ein respektables Magazin, brachte eine bizarre Geschichte, verfasst von

### Seit Trump Präsident ist, gibt es eine Fülle an Indiskretionen, die in der Geschichte der USA einmalig ist.

einem Arzt, der behauptete, er habe Anzeichen dafür ausgemacht, dass der Präsident an einer psychischen Störung leide, welche von Syphilis herrühre, die sich Trump möglicherweise während seiner Jungesellenzeit geholt habe.

Selbst Trumps längst verschiedener Vater wurde zum Zweck politischer Schiessübungen zum Leben erweckt. Ein langjähriger Vertrauter der Clintons, Sidney Blumenthal, verbreitete in der *London Review of Books* die Behauptung, Trumps Vater Fred habe in seinem Kampf für das Amt als Bürgermeister von New York in den

1960er Jahren rassistische Werbung geschaltet. Die Geschichte hatte allerdings einen Haken. Fred Trump hat nie für das Bürgermeisteramt kandidiert. In Wirklichkeit stammte die «Werbung» aus dem Jahr 2016 und war ein Kunstprojekt, das von einer Gruppe online geschaltet wurde, die sich auf «alternative Realitäten» spezialisiert.

Seit Trump Präsident ist, gibt es eine Fülle an Indiskretionen, die in der Geschichte der USA einmalig ist. Die Medien nennen ihre Informanten praktisch nie mit Namen. Meistens werden «ehemalige und heutige Beamte» als Quellen aufgeführt. Davon gibt es in Washington zigtausend.

«Former and current officials» waren es angeblich auch, die Mitte Mai den Blockbuster über den vermeintlichen «Russenverrat» im Oval Office leakten. «Trump hat als geheim klassifizierte Informationen an russischen Ausenminister und Botschafter preisgegeben», titelte die *Washington Post*. Dabei ging es angeb-

lich um Informationen über das terroristische Vorgehen des Islamischen Staates.

Dass der Sachverhalt postwendend vom Nationalen Sicherheitsberater H. R. McMaster dementiert wurde, erwähnte die *Post* zwar nebenbei, aber die Stossrichtung des Artikels war eindeutig: «Trump kungelt mit den Russen.» In Windeseile ging die Nachricht um die Welt, ventiliert von Newsportalen, welche sie entsprechend zuspitzten.

In der Schweiz machten der *Tages-Anzeiger* und der *Bund* die Geschichte zur Top-Story auf der Titelseite und setzten die Schlagzeile: «Trump verrät Geheimes an Russen». Eine Mutmassung, die auf dünner, nicht ausgewiesener Quellenlage basierte, wurde den Schweizer Lesern als Fakt angepriesen.

Angeheizt wird die Stimmung gegen Trump täglich von Künstlern, Musikern und Schauspielern. Just in jenen Kreisen, die sich als moralische Instanz verstehen, löst Trump so viel Hass und Verachtung aus, dass bei ihnen sämtliche Dämme des Anstands brechen.

Bereits im Wahlkampf schaltete Robert De Niro einen Clip, der im Satz gipfelte: «Ich möchte ihm so richtig die Fresse polieren.» Madonna, gestylt mit Pussyhat, träumte am «Women's March» vor kreischendem Publikum davon, «das Weisse Haus in die Luft zu sprengen». Auf Madonnas Entgleisung, die global Schlagzeilen generierte, folgten Todesdrohungen in bislang ungekanntem Ausmass gegenüber dem Präsidenten. Allein in den zwei Wochen nach Amtseinführung wurden 12 000 Nachrichten auf Twitter abgesetzt, die den Ausdruck «Trump ermorden» beinhalteten.

### «Bloss ein Witz»

Vor drei Wochen postete Kathy Griffin, die sich als Komödiantin versteht, ein Foto von sich, wie sie eine blutverschmierte Trump-Maske am flachsigen Wattlehaar triumphierend in die Luft streckt. «Bloss ein Witz», wimmerte sie mit wässrigen Augen, als ein Proteststurm über sie losbrach. Das Entsetzen legte sich im Nu. Der jüngste Gipfel der Geschmacklosigkeit kommt aus Trumps Heimatstadt New York. Am Theaterfestival «Shakespeare in the Park» wird «Julius Cäsar» gegeben. In der Hauptrolle ein Tyrann mit blonder Trump-Frisur und einer Gattin mit slawischem Akzent. Zum Höhepunkt wird er von Mördern, die alle ethnischen Minderheiten angehören, in einer Blutorgie erdolcht – unter Applaus von CNN-Showmaster Fareed Zakaria («Ein Meisterwerk» – gesponsert unter anderem von der *New York Times*).

«When they go low, we go high», parierte eine erhabene Hillary Clinton im Wahlkampf Trumps verbale Tiefausleger im Namen aller Aufrichtigen. «Wenn sie unter die Gürtellinie zielen, erheben wir uns über sie.» Das Credo war schon damals unehrlich. Heute ist es nur noch *fake*.

Mitarbeit: Amy Holmes

# Russlands böse Internet-Hacker

Die Zeitungen sind voll mit Berichten über russische Digital-Spione, die an den US-Wahlen gefummelt haben sollen. Wie sieht man das Getöse, das gegen Präsident Trump gerichtet ist, in Moskau?

Von Wolfgang Koydl



*Nichts ist wie es scheint.*

Gibt es nichts, was russische Hacker nicht können? Glaubt man amerikanischen Medien, manipulieren sie Parlaments- und Präsidentschaftswahlen, knipsen mal eben probeweise irgendwo ein Stromnetz aus oder beschwören – wie gerade eben – eine Krise unter arabischen Bruderstaaten herauf. Von ihren Trollfabriken aus hätten sie sich als der Emir von Katar ausgegeben und Zwist gesät unter den Scheichs. Mittendrin, wie eine Spinne im Cybernetz, sitzt Wladimir Putin, den Blick spöttisch auf eine Bildschirmwand gerichtet, die ihm alle neuralgischen Punkte der Welt zeigt.

«Ehrlich gesagt, wir wissen nicht, ob wir geschmeichelt sein sollen oder beleidigt», meint Maxim zu solchen – wie er es nennt – «Hirngespinsten». «Wir sind gut, aber die Amerikaner sind auch nicht schlecht. Ganz zu schweigen von den Israelis. Für die arbeiten eben viele kluge russische Juden.» Für einen Beleg seiner These greift er in die Vergangenheit zurück, zu Stuxnet. Mit diesem Computerwurm legten die USA 2010 das iranische Atomprogramm lahm. «Nicht wir», fügt er hinzu.

Maxim könnte man als einen jener «Patrioten» bezeichnen, von denen Kremlchef Putin unlängst sprach, als er bestritt, dass Russland auf «Regierungsebene» Hacking-Attacken ausführe. Allerdings wollte er nicht ausschliessen, dass Einzelpersonen auf eigene Faust aktiv

würden, wenn sie glaubten, im «gerechten patriotischen» Kampf gegen Feinde des Landes aktiv werden zu müssen. Diese Hacker seien «freie Menschen», ein wenig wie Künstler. «Wenn Künstler morgens aufstehen und sich gut fühlen, malen sie den ganzen Tag», schwadronierte Putin. Genauso verhalte es sich mit Hackern: Wenn sie läsen, dass irgendwo etwas geschehen sei, dann setzten sie sich eben an ihren Laptop.

## Falsche Fährten

So wie Maxim, der darauf besteht, dass der Vorname zu seiner Identifizierung ausreichen müsse. Auch zu seinem Arbeitsplatz oder zu konkreten Operationen will er nichts sagen: Berufsgeheimnis. Er ist jung, welt- und sprachgewandt und könnte genauso gut in einem «Starbucks» in Stanford oder Cambridge sitzen. Die Cyberwelt ist international, sie ist offen, sie ist grenzenlos. Aber sie durchdringt auch mühelos alle Barrieren und Firewalls, die man gegen sie errichtet – meist früher als später.

Vor allem ist diese Welt trügerisch, mehrdeutig und undurchsichtig – weshalb sich Geheimdienste so wohl darin fühlen. Nichts ist wie es scheint. Gerade deshalb müssen Berichte über Identität und Herkunft von Internet-Angriffern mit grosser Vorsicht betrachtet werden. Putin selbst ging darauf ein, als er technische Möglichkeiten erwähnte, die es erlaubten, die

wahren Urheber eines Angriffes zu verschleiern und einen anderen Akteur als Schuldigen anzuschwärzen – zum Beispiel Russland.

Als ehemaliger KGB-Agent wusste Putin, wovon er sprach, schliesslich gehören «false flag operations» seit je zum Standardrepertoire nachrichtendienstlicher Tätigkeit. Sein alter Dienst ist besonders gut darin. Jüngstes Beispiel: Die Enthüllung der *New York Times*, dass Trumps Schwiegersohn Jared Kushner dem russischen Botschafter einen Geheimkanal zum Kreml vorgeschlagen habe. Quelle: ein vom FBI mitgeschnittenes Gespräch des Diplomaten. Doch da er weiss, dass die Amerikaner jedes seiner Worte abhören, hätte er ganz bewusst eine Lüge platzieren können.

Eines der erfolgreichsten Programme, mit denen im Netz falsche Fährten gelegt werden können, heisst «Umbrage». Entwickelt wurde es von US-amerikanischen Spezialisten, um – wie Wikileaks schreibt – Schadsoftware anderer Länder zu stehlen und selbst einzusetzen: «Mit «Umbrage» kann die CIA die Zuordnung (einer Attacke) fehlleiten, indem er «Fingerabdrücke» jener Gruppen hinterlässt, von denen die Technik gestohlen wurde.»

Nun könnte es sich bei solchen amerikanischen Hackern ebenfalls um «freischaffende Künstler» handeln, wäre da nicht jene Person, die «Umbrage» mitentwickelt hat und jetzt eine Schlüsselposition in der Regierung Trump einnimmt: Margaret Peterlin. Die drahtige Blondine ist seit einigen Monaten als Stabschefin die rechte Hand von Aussenminister Rex Tillerson. Über diplomatische Erfahrung verfügt sie zwar nicht, wie der langjährige Russlandkenner und Ex-Berater im Weissen Haus, John Helmer, recherchierte. Dafür bringt sie reichlich Kenntnisse in Cyberwarfare mit, angefangen bei ihrem Dienst als Cyberkommunikationsspezialistin in der US-Marine.

Nachdem sie anschliessend an geheimen Operationen für das Pentagon und für das Ministerium für Heimatschutz beteiligt gewesen war, arbeitete sie die letzten zwei Jahre für die Bostoner Firma XLP Capital. Sie spezialisierte sich – so Helmer – auf Cyberwaffen, darunter Computerprogramme, mit denen sich Angreifer als ausländische Hacker tarnen. Peterlins Chef bei XLP war Matthew Stack, der sich in seinem Lebenslauf als «versierten Computerhacker» und Regierungsberater in Cyberwarfare beschreibt. Der Hacker-Blog «Hackaday» ernannte ihn zu einem der zehn einflussreichsten Hardware-Hacker. Ein Künstler eben. ○

# Noch eine Spur feindseliger

Von Wolfgang Koydl — Theresa May, Ruth Davidson, Arlene Foster: Drei unterschiedliche Frauen bestimmen Britanniens Politik. Streit ist garantiert.

Irgendwann im Wahlkampf wurde Theresa May gefragt, was die ungezogenste Sache gewesen sei, die sie je gemacht habe. Hilflös startete die Premierministerin in die Kamera, als ob man sie um eine Lösung für Fermats Theorem gebeten hätte. Schliesslich stammelte sie: «Als ich mit meinen Freundinnen durch die Felder rannte, dürfte das den Bauern nicht gefallen haben.»

Da hätten die beiden Frauen, von denen Mays politisches Schicksal demnächst massgeblich mit abhängt, ganz andere Geschichten erzählen können: Ruth Davidson, der Star der schottischen Konservativen, ist eine lesbische Kickboxerin mit Armee-Erfahrung. Arlene Foster, Chefin ihres nordirischen Koalitionspartners, wurde als kleines Mädchen Zeugin, wie ihr Vater blutüberströmt ins Haus gekrochen kam, nachdem ihm ein IRA-Kommando in den Kopf geschossen hatte.

Das Fischweib, die lustige Lesbe und der Eisklotz – so haben Spötter bereits das ungleiche Damentrio getauft, das direkt Geoffrey Chaucers «Canterbury Tales» entsprungen sein könnte und nun im Zentrum der Macht in Westminster steht. So unterschiedlich wie ihre Herkunft und ihr Charakter sind ihre politischen Positionen, die May nun irgendwie unter einen Hut bringen und mit dem Rest ihrer Tory-Partei vereinbaren muss.

## Unerfüllbare Sonderregelungen

Dabei hatte bis zum Wahltag niemand Foster und Davidson auf dem Radar. Doch ohne die Unterstützung der Nordirin hätte die Premierministerin keine Mehrheit im Unterhaus; ohne den Sensationserfolg der Konservativen in Schottland, die ihre Sitzzahl von eins auf dreizehn erhöhten, sässe nun Labour-Chef Jeremy Corbyn in der Downing Street.

Die brave Theresa musste nie kämpfen. Bis heute ist sie einfach stets zur Stelle gewesen, wenn eine zuverlässige Person gebraucht wird. Wird es ernst, taucht sie ab, und die Kommunikation mit lebenden Menschen bewältigt May ähnlich empathisch wie ein Industrieroboter.

Arlene Foster war immer in der Minderheit – als Protestantin in der mehrheitlich katholischen Grafschaft Fermanagh und als Frau in einer Partei, die sie bei ihrer Vereidigung als Regierungschefin in Belfast daran erinnerte, dass «ihr wichtigster Job noch immer Ehefrau, Mutter und Tochter» sei. Mit grosser Klappe und rüden Methoden boxte sich die 46-Jährige an die Spitze des verschworenen Männerhaufens.

Härter als Theresa, das Töchterchen aus gutem Haus, ist auch Davidson. Zwei Jahre diente sie in der Infanterie, und wie in Feindesland musste sie sich vorkommen, als sie zu Beginn ihrer Karriere als Konservative im tiefroten Wahlkreis Glasgow North East kandidierte. Seitdem ging es nur bergauf. Im Alleingang hat die Sympathieträgerin mit Witz und Charme den moribunden Tories wieder Leben eingehaucht. Dass sie demnächst ihre Partnerin, eine katholische Irin, heiraten wird, kommt bei ihren Landsleuten gut, bei Arlene Fosters Parteifreunden schlecht an: Die haben etwas gegen Schwule und gegen Katholiken.

Auch wenn sie nicht an Mays Kabinettstisch sitzen, sind die beiden Frauen ein Machtfaktor – und ein Problem. Wie die Mehrheit ihrer schottischen Landsleute war Davidson Brexit-Gegnerin. Heute will sie eine butterweiche Loslösung von der EU, einschliesslich Verbleib im Binnenmarkt. Fosters Partei hingegen stimmte für einen knallharten Bruch mit Europa – wenn auch mit Sonderregelungen für Nordirland, die eigentlich unerfüllbar sind.

Wie Theresa May aus diesem Dreieck ein Quadrat machen will, weiss sie wohl selber nicht. Worauf sie sich einstellen kann, ist Zoff mit ihren Partnerinnen. Denn wenn die Steigerung von Feind der Parteifreund ist, dann ist die politische Freundin noch eine Spur feindseliger.



Schicksalsgemeinschaft: May (l.), Davidson.

## Migration

### Ungarn ist sicher

Das Urteil, gemäss dem Ungarn Asylanten unfair behandle, ist unbegründet.

Das Bundesverwaltungsgericht hat entschieden, dass ein kongolesischer Asylbewerber nicht nach Ungarn abgeschoben werden darf. Er war von dort eingereist und müsste nach dem Dublin-Verfahren dorthin zurückkehren. Diese Regel besagt, dass Asylbewerber ihren Antrag im ersten EU-Land einreichen müssen, das sie betreten. Die Schweiz ist Teil dieses Systems. Ungarn hat seine Zuständigkeit für den Fall anerkannt. Das Gericht urteilte jedoch, es sei unklar, ob der Mann ein faires Verfahren bekommen würde, zudem sei eine menschenunwürdige Behandlung zu befürchten.

Ungarn hat das Urteil des Bundesverwaltungsgerichts scharf kritisiert. «Ungarn wird auch in Zukunft, wie bisher, alle internationalen und EU-Vorschriften im Umgang mit Migranten und Asylsuchenden einhalten», sagt Regierungssprecher Zoltán Kovács auf Anfrage der *Weltwoche*.

Im Fall des Kongolesen ist die Lage klar: Er würde in ein Transitlager an der Grenze zu Serbien gebracht. Dort müsste er seinen Asylantrag stellen, der zügig bearbeitet würde. Sollte er abgelehnt werden, würde er abgeschoben.

Sollte er bereits früher einen Asylantrag in Ungarn gestellt haben, aber in die Schweiz weitergereist sein, ohne das Ergebnis abzuwarten, so hätte er seinen Anspruch verwirkt. In der Transitzone wäre er nicht eingesperrt, er könnte allerdings das Lager nur in Richtung Serbien verlassen und würde sein Asylverfahren dadurch abbrechen.

### Kein Anspruch auf ein besseres Leben

Stellt sich heraus, dass er auf dem Weg nach Ungarn durch andere sichere Länder, etwa Griechenland oder Bulgarien, reiste, so würde Ungarn ihm aufgrund der Dublin-Regeln das Asyl verweigern – wie die Schweiz. Der Mann müsste nicht um seine Sicherheit fürchten, er würde weder geschlagen noch gefoltert oder eingesperrt. Die Unterbringung wäre zwar unbequem, aber ähnlich sieht es in Containerlagern in manchen deutschen Städten aus.

Es ist schwer, in Ungarn Asyl zu bekommen, weil das Land es mit den internationalen Vorschriften sehr genau nimmt. Man muss wirklich schutzbedürftig sein, und man darf nicht vorher sichere Länder durchquert haben, sonst sucht man nicht Sicherheit, sondern ein besseres Leben. Und darauf hat niemand Anspruch.

Trotzdem werden nicht alle Begehren abgelehnt: Ungarn gewährte in den ersten drei Monaten 2017 insgesamt 93 Menschen Asyl. *Boris Kálnoky*

# Mays Debakel als Groteske

Sie pokerte hoch und scheiterte kläglich. Ausgezehrt und angefeindet, steigt Grossbritanniens Premierministerin Theresa May nach dem Wahldebakel in die Brexit-Verhandlungen. Politische Schlüsselszenen eines zerstrittenen Landes. Von Rolf Hürzeler und Marian Kamensky (Illustrationen)



Zuerst war der Schock, dann die Konsternation, jetzt herrscht blanke Wut. Mit diesen Worten charakterisiert der *Times*-Kolumnist Daniel Finkelstein die Stimmung im Regierungslager. Das Tory-Establishment fühlt sich hintergangen von

einer inkompetenten, störrischen Politikerin, die auf der ganzen Linie versagte.

Die Wut ist nachvollziehbar. Die Parteioberen strafen die gedemütigte Premierministerin jetzt nach und nach ab. So musste sie auf Druck des Kabinetts die beiden engsten Weggefährten auf ihrem gesamten politischen Karriereweg feuern. An ihre Stelle tritt ein «Wachhund» der Unterhausfraktion. Wie es zum Debakel kam und wo die heftigsten Konflikte schwelen:

## 1 — Der Spaziergang

Premierministerin Theresa May und ihr Mann Philip verbrachten die Osterferien in den sanften Hügeln von Wales, genauer in einem Erstklasshotel ausserhalb des Dorfs Dolgellau (ausgesprochen: «Dolgessli»). Von hier aus unternahmen die beiden laut *Guardian* ihre ge-



Mischung aus Hybris und Verlockung.

lieben Wanderungen, ähnlich wie jeweils im Sommer in den Schweizer Alpen. Dabei ist bei ihnen der Gedanke gereift, dass Mays Regierung ein starkes Mandat der Briten brauche, um sich in den anstehenden Brexit-Verhandlungen in Brüssel zu behaupten. Die Umfra-

gen waren schmeichelhaft: 20 Prozent Vorsprung der Konservativen Partei auf Labour, verhiessen die Auguren. Mit einer Mischung aus Hybris und Verlockung rief May vorgezogene Neuwahlen aus. Mays Crew verstand den Urnengang als einen weiteren Spaziergang der Premierministerin. Doch nach der romantischen Ouvertüre folgte Drama pur.

## 2 — Fatale Fehler

Die Tories leisteten sich in der Folge Schnitzer um Schnitzer, so dass der Vorsprung in der



Es geht um das Vertrauen.

Wählergunst schrumpfte. Sie postulierten – sachlich korrekt, politisch unklug – etwa Kürzungen der längst obsoleten Heizkostensubventionen für Senioren. Eine Steilvorlage für Labour, die Konservativen als eigennützig zu brandmarken. Ebenso verlangten sie die Wiedereinführung des seit den 1930er Jahren verpönten *means test* für bedürftige Betagte, die ihre Eigentumsverhältnisse offenlegen sollten.

Dazu kamen emotionale Fehlentscheidungen: etwa der Verzicht auf ein landesweites Verbot des Elfenbeinhandels. Das schadete zwar keinem Elefanten, brachte aber selbst konservative Tierfreunde in Rage. Zu allem Überfluss rieten die Wahlkampfstrategen der Premierministerin, an keiner TV-Debatte teilzunehmen, weil sie angeblich über den Niederungen des Parteiengetzänks stehe. Damit verpasste sie die Chance, ihre Anliegen zu verbreiten, und erschien vielen als arrogant. Dafür stand sie dem hartnäckigen BBC-Interviewer Andrew Neil Red und Antwort. Das hätte sie besser nicht getan, denn der Mann

nagelte die Widersprüche ihrer Politik fest: zuerst Kürzungen der Sozialausgaben, dann doch nicht – was sollte man glauben? Zu allem Überfluss sagte May: «Bei dieser Wahl geht es um das Vertrauen.»

Post festum rudert sie endlich zurück. Nach verlorener Wahl strich May die grössten Kürzungen der Sozialausgaben aus dem Parteiprogramm, und, ja, auch die Tierfreunde kommen zu ihrem Recht. Die Fuchsjagd soll verboten bleiben.

## 3 — Jeremy Corbyn

Mays Kontrahent, Labour-Führer Jeremy Corbyn, blieb im Wahlkampf cool und versprach den Briten das Blaue vom Himmel. Völlig überraschend erzielte der Linksausser fast 10 Prozent mehr Wählerstimmen, insgesamt immerhin 40 Prozent. Der Alt-68er hatte während Monaten wie ein Fossil aus vergangenen Zeiten gewirkt, ein längst Totgesagter. Aber er erlebte eine wundersame Auferstehung mit seinem Habitus, der ihn als ehrlichen Politiker erscheinen lässt, der es mit den Jungen kann. Auch wenn er niemals halten könnte, was er alles angekündigt hat: So köderte er etwa die Studenten mit dem Versprechen, die Universitätsgebühren abzuschaffen, was für die Staatskasse nicht finanzierbar gewesen wäre. Die Rechnung ging auf. Die Jungen standen an

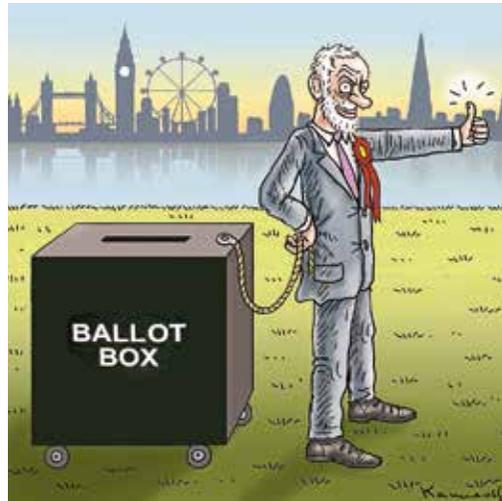


Wundersame Auferstehung.

den Wahllokalen der Unis Schlange. Corbyn gab den *nice guy* und liess sich von keiner persönlichen Attacke der Premierministerin provozieren, nicht einmal, als sie den Mann im Unterhaus als «nackt und einsam» in Brüssel karikierte.

#### 4 — Knappe Ergebnisse

Die Summe all dessen führte zwar zu keinem Umschwung von den Tories zu Labour. Immerhin sind die Konservativen noch immer stärkste Partei; sie legten 5,5 Prozent Wähleranteil zu, allerdings nur die Hälfte im Vergleich zu Labour. Doch im Einzelfall fehlten die entscheidenden Stimmen, denn in zahlrei-



Rebellion der Gepeinigten.

chen Wahlkreisen waren die Ergebnisse denkbar knapp: zum Beispiel im Londoner Nobelviertel Kensington im Rennen um einen Sitz, den die Tories seit 1974 hielten. Hier mussten die Stimmzähler die ganze Nacht hindurch wiederholt alle Wahlzettel auszählen, so knapp war der Ausgang.

Dann kam es zur Rebellion der Gepeinigten, die sich endlich aufs Ohr legen durften. Im Lauf des folgenden Tages wies das definitive Ergebnis einen Vorsprung von zwanzig Stimmen für eine Labour-Aktivistin aus, die nun eine langjährige Abgeordnete der Tories ersetzt. Wie hatte der linksliberale Monty-Python-Kopf John Cleese vor der Wahl getwittert? «Wählen ist sinnlos bei uns in Kensington, die Tories gewinnen immer.» Der Komiker ist kein Prophet. Reihenweise verloren die Konservativen knapp; Innenministerin Amber Rudd schaffte die Wiederwahl an der südensüdlichen Küste nur mit Glück, andere Kabinettsmitglieder wie der Staatssekretär im Gesundheitsdepartement müssen einen neuen Job suchen.

#### 5 — Kein Brexit-Votum

Die Umsetzung des Brexit (Austritt Grossbritanniens aus der EU) war dominierendes Wahlkampfthema mit der Kernfrage: Akzeptiert Grossbritannien, in welchem Umfang auch immer, weiterhin Zuwanderung aus den EU-Staaten und erhält sich damit künftig Zugang zum freien Markt – oder nicht? Das Wahlergebnis erlaubt keinen überzeugenden Schluss. Im Südlondoner Wahlkreis wurde eine erklärte Brexit-Gegnerin knapp abgewählt, für sie kehrt der nunmehr reichste eng-

lische Politiker, Zac Goldsmith, zurück ins Parlament. In Canterbury schlug zum ersten Mal in der Geschichte überhaupt eine EU-Supporterin von Labour einen prominenten Brexit-Befürworter, einen ehemaligen Haudegen der Armee-Spezialeinheit SAS. Beide Ergebnisse waren wiederum knapp. Noch verwirrender: Ausgerechnet im europafreundlichen Schottland legten die Tories am meisten zu, die Nationalistenpartei SNP dagegen – pro EU – verlor mit 21 Sitzen dramatisch an Stimmenanteil.

#### 6 — Ehrenrettung aus Schottland

Die schottischen Tories galten während Jahren als erledigt. Sie verfügten gerade noch über einen Unterhaussitz. Unter der jungen, unkonventionellen Parteivorsitzenden Ruth Davidson vermochten sie sich nun ein frisches Image zu verpassen. Sie hatte den Mut, den dominierenden Nationalisten entgegenzutreten, und machte auf allen Kanälen klar, dass ihre Generation kein zweites Unabhängigkeitsreferendum mehr sehen werde. Der Einsatz zahlte sich aus. Davidson zeigte May, wie man siegt. 13 Sitze holte sie in Schottland für die



So sehen Sieger aus.

Tories und rettete die Partei vor einem Totalausfall.

Trotz der Schotten-Hilfe ist May auf einen Juniorpartner angewiesen, um im Parlament eine knappe Mehrheit zu erreichen. Die nordirischen Unionisten der Democratic Unionist Party (DUP) stehen bereit, um diesen Part zu spielen. Doch sie sind unsichere Kantonisten, zumal sie seit Monaten in einen neuen Kleinkrieg mit den Katholiken von Sinn Fein verwickelt sind.

#### 7 — Zurück aus der Verbannung

Alte Bekannte melden sich in dieser chaotischen Zeit zurück: Michael Gove, der vor Jahresfrist Boris Johnson in den Rücken gefallen ist und diesen als Premierminister verhinderte, ist jetzt neuer Umweltminister. Ihm traut man zu, dass er bei der ersten Gelegenheit eine

Revolte anzettelt, der Mann hat das Intrigieren im Blut. Auch der frühere Schatzkanzler George Osborne ist zurück. Der Intimfeind von May, der zwar nicht im Kabinett Einsitz nimmt, ist einflussreicher Chefredaktor der Gratiszeitung *Evening Standard* und piesackt May mit Häme. Er hängte ihr in einem Fernsehgespräch den Übernamen «Dead Woman



Mays Erben stehen bereit.

Walking» an. Sie wird die Etikette nicht mehr loswerden. Die Tories hassen Verlierer, die passen nicht in ihr Weltbild.

Aspiranten für Mays Nachfolge stehen hinter den Kulissen bereit. Allen voran der Aussenminister und Paradiesvogel Boris Johnson, die originellste Figur seiner Generation. Er scheiterte nach dem Rücktritt von David Cameron in einer parteiinternen Intrige und wird daraus seine taktische Lektion gelernt haben. Alexander Boris de Pfeffel Johnson ist ein Abkömmling aus dem Königshaus Württemberg und über Ecken mit den Windsors verwandt.

Auch seine Konkurrentin, Innenministerin Amber Rudd, hat blaues Blut in den Adern. Sie stammt wie die verstorbene Prinzessin Diana Spencer in direkter Linie von König Karl II. ab, allerdings illegitim wie alle seine Nachfahren. Rudd gehört dem linken Parteiflügel an, Johnson eher dem rechten, ist aber kein Falke. Noble Herkunft verbindet hier nicht. Rudd über Johnson: «Kein Mann, von dem sich eine Frau abends im Taxi nach Hause fahren lässt.»

Zum Kreis der Favoriten können jederzeit neue Namen hinzukommen – etwa David Davis, Brexit-Minister. Seine Aussichten sind allerdings getrübt, weil der EU-Flügel den harten Brüssel-Kritiker kaum akzeptieren wird. Derzeit weiss niemand, was genau im innersten Tory-Zirkel abläuft, weil alles im Stundentakt ändert. Bis zur «Queen's Speech» mit dem neuen Regierungsprogramm am 19. Juni ist jedoch mit keiner Entscheidung zu rechnen. Die Rede der Monarchin wird der letzte Akt eines Dramas sein, das mit einem Spaziergang begann. ○



Bodenschätze und Sehenswürdigkeiten: Tripolis.

# Aufbruch in Libyen

Legionen von Migranten warten in Libyen auf die Überfahrt nach Europa. Auf meiner Reise durch dieses einst blühende Land stellte ich fest: Angesichts des heutigen Chaos wird sogar die Schreckensherrschaft des Ex-Diktators Gaddafi noch milde beurteilt. Allerdings: Es gibt Hoffnungsschimmer. *Von Boris Johnson*

Während unseres Besuchs in einem Internierungslager für Migranten in Tripolis kamen wir zu einer verschlossenen und eindrucksvoll gesicherten Tür. Ein Begleiter murmelte, dass keine Zeit mehr sei, einen Blick hineinzuworfen. Aber genau das wollte ich tun, weil ich es für meine Pflicht hielt.

Draussen in der Sonne hatte ich bereits etwa hundert Migranten begrüsst – fast alle aus Westafrika: Guinea und Nigeria. Sie hockten auf dem Beton, den Kopf in die Hände gestützt, die Männer in einer Gruppe, etwas abseits ein paar Frauen. Manche waren schon seit Monaten hier, sie wollten nach Hause.

«J'ai faim», sagte einer, «c'est pas bon ici», ein anderer. Als ich sagte, dass ich britischer Aussenminister sei, klatschten sie begeistert, denn zumindest teilweise hatten sie es dem britischen Steuerzahler zu verdanken, dass sie im Begriff waren, in Busse verfrachtet und zum Flughafen transportiert zu werden. Ihr ursprüngliches Ziel, berichteten sie, sei West-

europa gewesen. «France, Allemagne, Grande-Bretagne.» Jeweils 1500 Euro hatten sie den Menschenschmugglern gezahlt – sehr viel Geld, mehr als ein Jahreseinkommen. Doch dann waren sie abgefangen, festgesetzt (beziehungsweise gerettet, je nach Sichtweise) und schliesslich hierhergebracht worden.

Nun standen wir vor mehreren verschlossenen Türen, und mir schien, ich müsse unbedingt hinter die Kulissen blicken, um die Dimension des Problems zu verstehen. «Nur hineinschauen, nicht reingehen», wurde mir erklärt. Krachend flogen die Riegel auf.

## Glänzende Geschäfte

Die Szene erinnerte an einen viktorianischen Kupferstich, der das Grauen des Gefängnislebens zeigt. In den ersten Räumen waren die Kriminellen, lauter junge Schwarzafrikaner, die in Libyen wegen Drogenhandel und anderer Delikte verhaftet worden waren.

Dann eine riesengrosse Halle, in der etwa fünfhundert Personen auf Handtüchern oder Matten lagen. Ich sprach ein paar Männer auf Französisch an, und schon kam Unruhe auf. Unsere Begleiter drängten uns weiter. Ich hatte hinter die verschlossene Tür sehen wollen, um zu verstehen, mit welchen Problemen dieses Lager konfrontiert ist, denn die Zahlen steigen wieder an.

Für Migranten ist jetzt Saison. Das Mittelmeer ist nicht mehr so stürmisch, die Menschenschmuggler machen glänzende Geschäfte. Jede Woche gelangen etwa tausend Migranten nach Italien, eine unbekannte Anzahl kommt auf dem Meer um, in der Wüste und in den Lagern.

In immer grösserer Zahl drängen sie nach Europa. Martin Kobler, der Uno-Sondergesandte, zeigte mir während des Flugs nach Tripolis eine demografische Landkarte, die das Problem eindrucksvoll verdeutlichte.

Vor zwanzig Jahren hatten wir naiverweise angenommen, das Wachstum der Erdbevölkerung werde sich verlangsamen. Das ist nicht

passiert, jedenfalls nicht in Afrika. In Niger, dem südwestlichen Nachbarn von Libyen, wird sich die Bevölkerung in den nächsten dreissig Jahren von 20 auf 72 Millionen mehr als verdreifachen. Im Tschad wird die Bevölkerung von 14 auf 35 Millionen ansteigen. Für den Sudan werden 80 Millionen prognostiziert, für Ägypten 152 Millionen, für Äthiopien 189 Millionen.

Nimmt man das ungeheure Bevölkerungswachstum in Westafrika hinzu (allein Nigeria rechnet mit 400 Millionen), dann wird klar, warum diese Lagerinsassen nur die Vorboten einer der grössten Herausforderungen unserer Zeit sind. Die Bevölkerung Afrikas zählt schon jetzt 1,2 Milliarden, aber sie wächst so schnell, dass unklar ist, wie der Kontinent Arbeitsplätze in ausreichender Zahl schaffen kann.

Kein Wunder, dass die Leute den Blick auf das wohlhabende Europa richten, dessen Bevölkerung schrumpft (prognostiziert wird ein Rückgang von 740 Millionen auf 707 Millionen im Jahr 2050). Nach dem archimedischen Verdrängungsprinzip schwappt die Flut einfach aus dem Süden nach Norden. Natürlich dürfen wir all jene, die entschlossen und mutig ein neues Leben suchen, nicht verurteilen. Im alternden Europa dürfte Zuwanderung mehrheitlich willkommen sein, aber Tempo und Ausmass dieser Entwicklung sind auf Dauer nicht zu halten.

Wenn es so weitergeht, werden wir in Europa abermals soziale Probleme und ungute politische Konsequenzen erleben. Wir müssen alles dafür tun, damit diese Menschen in ihren Ländern bleiben und dort Arbeitsplätze finden, und wir müssen den afrikanischen Volkswirtschaften mehr Chancen bieten. (Noch immer gibt es in Schwarzafrika – von Südafrika abgesehen – praktisch keine Industrie.)

Wir müssen uns mit den ökonomischen Ursachen der Flüchtlingskrise auseinandersetzen, zugleich aber erkennen, dass es in Nordafrika ein spezielles Problem gibt, eine politische Krise, die den Menschenhugglern ein reiches Betätigungsfeld bietet.

Dieses Problem ist Libyen. Es ist das weit geöffnete Tor, durch das die Migranten in Richtung Norden strömen, und wenn wir diese klaffende Wunde nicht schliessen, wird die Ausblutung des Kontinents weitergehen.

#### «Unter Gaddafi war's besser»

Libyen ist ein einziges Chaos – überall halfertige Häuser, ausgebrannte Autos, das ganze Land übersät mit Müll, windzerzauste Plastiksäcke flattern wie Vögel an jedem Zaun.

Viel schlimmer ist das politische Chaos. Zweiundvierzig Jahre lang wurde Libyen von Gaddafi beherrscht. Es war eine üble, inkompetente, tyrannische, lächerliche Herrschaft, aber sie hielt das Land zusammen. Seit Gaddafis Sturz und seiner bestialischen Ermordung gibt es keine Autorität mehr – bis heute.

Libyen ist reich an Öl, aber dieser Reichtum kommt nicht der Bevölkerung zugute; seit sechs Jahren tobt ein Bürgerkrieg zwischen dem westlichen und dem östlichen Landesteil. Ministerpräsident as-Sarradsch, dessen Regierung von der internationalen Gemeinschaft anerkannt wird, tut sein Bestes, aber sein Einfluss reicht kaum über Tripolis hinaus.

Diverse Milizen, die eine fundamentalistischer als die andere, und die Armee unter General Haftar kämpfen um die Macht im Land. Es geht um Öl und Geld, aber es ist auch ein Kampf zwischen Regionen, Fraktionen und Stämmen. Im Dezember 2015 schlossen die rivalisierenden Parteien im marrokanischen Skhirat ein Abkommen über eine politische Neuordnung des Landes.

Seitdem stockt der Prozess, die Politiker reden nicht mehr miteinander. Von einem Staat kann in Libyen nicht die Rede sein, jedenfalls gibt es keine Institution, die das legitime staatliche Gewaltmonopol ausübt. Dieses Machtvakuum machen sich Gangster und Menschenhuggler zunutze.

In Tripolis, im Herzen der antiken römischen Stadt, assen wir zu Mittag, schauten auf den Triumphbogen des Marcus Aurelius, der den Cardo dominierte, die Hauptachse der Stadt. Ich stellte einem liby-

schen Politiker die Frage, die all jene stellen müssen, die am Sturz Gaddafis beteiligt waren. Wie ist die Stimmung in der Bevölkerung, wie beurteilen die Leute die Veränderungen seit 2011 und dem Arabischen Frühling? «Viele würden leider sagen, dass es ihnen unter Gaddafi besserging», meinte er.

Gaddafi war ein Monster, in dessen Staat Folter und Repression an der Tagesordnung waren. Wer würde sich so jemanden schon zurückwünschen? Dass man seine Herrschaft vergleichsweise milde beurteilt, kann nur mit der gegenwärtigen Anarchie erklärt werden.

Für Libyen muss es eine bessere Option geben. Insofern ist es gut, dass wir – endlich – von einem Hoffnungsschimmer berichten können. Jüngst hat es wichtige Treffen zwischen Ministerpräsident as-Sarradsch und General Haftar gegeben. Die östlichen und westlichen Landesteile sprechen wieder miteinander. Aguila Saleh Issa, der Präsident des Parlaments in Tobruk,

hat in Rom mit Abdulrahman Sewehli konferiert, dem Präsidenten des Staatsrates in Tripolis. Durch Vermittlung Ägyptens und der Vereinigten Arabischen Emirate entwickelt sich ein Konsens nicht nur unter libyschen Politikern, sondern vor allem auch unter den ausländischen Mächten, die in Libyen engagiert sind.

Dieser Konsens besagt, dass das Abkommen von Skhirat verbessert werden muss, damit es von allen Libyern akzeptiert wird, dass die Armee unter zivile Kontrolle gestellt und die Rolle und die Bedeutung von General Haftar anerkannt werden muss. Es herrscht Aufbruchstimmung. Viele Leute möchten, dass die Uno den Libyern hilft, diesen politischen Prozess in den Griff zu bekommen.

#### Unfassbar weisse Sandstrände

Die wichtigsten politischen Akteure in Libyen (die man an zwei Händen abzählen kann) sollten im Geist politischer Reife und Grosszügigkeit ein neues Abkommen schliessen. Alles deutet darauf hin, dass sie dazu in der Lage sind. Libyen ist wichtig für unsere Zukunft. In seiner gegenwärtigen Verfassung ist dieses riesengrosse Land ein potenzielles Katapult, das Massen von Migranten über das Mittelmeer wirft.

Sollte es in Libyen so weitergehen, wird das Land am Ende ein gescheiterter Staat sein, ein Eldorado für Terroristen, Waffenhändler und Menschenhuggler – nur wenige Seemeilen von der südlichen EU-Aussengrenze entfernt. Sollten die libyschen Politiker diese Aufbruchsituation aber nutzen, wäre das eine grosse Chance.

Wenn sie ihre Differenzen beilegen und das Land stabilisieren, wird Libyen mit seinen sechs Millionen Einwohnern nicht nur vernünftigen Gebrauch von seinen ungeheuren Bodenschätzen machen können. Einige der grössten Sehenswürdigkeiten der Welt könnten wieder zugänglich sein, darunter Leptis Magna, das zu besuchen gegenwärtig viel zu gefährlich ist.

Auf den Strassen von Tripolis begegnet man Menschen, die wieder entspannt Kaffee oder Limonade trinken. Erst vor sechs Wochen schlug eine Panzergranate in einem der grossen Hotels ein, aber die Stimmung bessert sich. Ignoriert man das Kriegsschiff im Hafen, das 2011 von der britischen Luftwaffe versenkt worden ist, erkennt man sofort, was für eine einladend schöne Stadt Tripolis ist.

Die Sandstrände sind von einem unfassbaren Weiss, die Hotels warten auf Gäste, das türkisfarbene Meer ist reich an Fischen. Libyen, einst Zentrum der antiken mediterranen Welt, kann eine grosse Zukunft haben. Es braucht dafür nur politischen Willen und mutige Kompromissbereitschaft.

**Boris Johnson** ist britischer Aussenminister. Er war acht Jahre lang Bürgermeister von London und ist Autor zahlreicher Bücher.

Dieser Artikel ist zuerst im *Spectator* erschienen. Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**



Boris Johnson.

#### In der gegenwärtigen Verfassung ist dieses riesengrosse Land ein potenzielles Katapult, das Massen von Migranten über das Mittelmeer wirft.

# Frankreichs Staatsadel

4500 Absolventen der Ecole nationale d'administration (Ena) regieren Frankreich. Die «Enarchen» werden Spitzenbeamte, Bankdirektoren, Minister, Staatspräsident. Auch Emmanuel Macron, der Frankreich wie einst Napoleon zu reformieren verspricht, stützt sich auf die Kaderschmiede. Von Jürg Altwegg

«Die Sozialisten sind tot, die Republikaner am Boden, das Ende der Linken und das Ende der Rechten ist gekommen», spottet der Journalist Pascal Praud: «Leben wir deshalb in einer neuen Welt? Nein, wir haben eine neue Abschlussklasse der Ena an der Macht.»

Die Ecole nationale d'administration ist die Kaderschmiede des französischen Staats. Sie bringt seinen Spitzenbeamten das Dogma und die Regeln der Machtausübung bei. Mit François Hollande traten die Vertreter des Jahrgangs 1980 mit dem Namen «Voltaire» ab. Mit ihm hatten Ségolène Royal und Michel Sapin, die seine Minister wurden, genauso wie Chiracs Premier Dominique de Villepin und Kulturminister Renaud Donnedieu de Vabres die Schulbank gedrückt. Und Jean-Pierre Jouyet. Sein märchenhafter Werdegang illustriert die ideologische Flexibilität ihrer Beamten und die engen Verflechtungen zwischen dem Staat und der gesellschaftlichen Elite. Der in der Öffentlichkeit kaum bekannte Jouyet ist eine Schlüsselfigur des französischen Machtapparats, zu dem der Zugang über das jährliche Abschlussklausurverfahren der Ena-Absolventen führt. Die Bestplatzierten dürfen das «Staatskorps» auswählen, in dem sie arbeiten wollen – mit dem unkündbaren Status eines lebenslangen Beamten.

## Begehrte Pfründen

Bei den «Voltaires» hatte der eher farblose Jouyet gleich hinter Hollande den achten Rang erreicht. Er entschied sich für die Inspection des finances, das Finanz- und Steuerwesen. Ähnlich prestigeträchtig ist nur noch das Außenministerium. Den Letzten bleiben die Justiz und die Schule. Jouyet war in den Kabinetten von linken und rechten Ministern tätig. Er brachte es zum stellvertretenden Kabinettschef von Jacques Delors wie von Lionel Jospin. Er wurde für seinen Einsatz von der dankbaren Republik mit begehrten Pfründen belohnt. Er wurde Direktor der Banque publique d'investissements, die ihren Angestellten Aktien in der Höhe von sieben Millionen Euro verschenkt.

Jouyet ist in zweiter Ehe mit der Parfum-Unternehmerin und Champagner-Erbin Brigitte

Taittinger verheiratet; Trauzeugen waren Hollande und der 2014 in Russland umgekommene Generaldirektor des Erdölkonzerns Total, Christophe de Margerie. Schliesslich wurde auch der Einzug in die Regierung unvermeidlich. Jouyet wurde 2007 Fillons Europaminister. Das hinderte Hollande nicht daran, seinen Ena-Kommilitonen als Generalsekretär ins Elysée zu holen. Hier wiederum wurde François Fillon mit einem ganz besonderen Anliegen vorstellig: Er wollte die juristischen Verfahren gegen Sarkozy beschleunigen, den er als seinen hauptsächlichsten Rivalen im Kampf um die Präsidentschaft fürchtete. Die Episode zeigt, wie wichtig die überparteilichen Seilschaften sind und wie sehr diejenigen Vertreter der Macht, die ihre Mechanismen am besten kennen, von der Herrschaft der Politik über die Justiz überzeugt sind.



Jean-Pierre Jouyet.

## Jouyets Karriere illustriert die ideologische Flexibilität der Beamten und die Verflechtungen zwischen Staat und Elite.

Sarkozy und Fillon hatten die Kaderschmiede der Republik geschwänzt. Es gab weniger Enarchen in ihrer Regierung, aber deren Anteil in den Kabinetten konnte durchaus 50 Prozent erreichen. Die Liste der Ena-Absolventen liest sich wie ein Who's who der Fünften Republik. Auch die bürgerlichen Präsidenten Chirac und Giscard d'Estaing waren durch die hohe Schule des starken Staats gegangen und von ihrem Drill und Dogma geprägt worden.

Im Gegensatz zur Ehrenlegion, den Departementen und der Banque de France gehört die Ecole nationale d'administration zu den französischen Institutionen, die nicht von Napoleon eingeführt wurden. Aber auch sie geht auf turbulente Zeiten zurück. Nach der deutschen Besetzung, die dank der Kollaboration der französischen Eliten – Politiker, in Verwaltung, Wirtschaft, auch der Kultur – ziemlich reibungslos funktioniert hatte, stand Frankreich vor einem Neuanfang. Gemeinsam begründeten 1945 General de Gaulle und der Generalsekretär der Kommunistischen Partei, Maurice Thorez, die innenpolitischen Weltkriegssieger, die Ena. Sie ist direkt dem Premierminister unterstellt, der den Leiter ernannt und jederzeit abberufen kann. Auch die Programme und Juroren werden von der Regierung bestimmt und überwacht.

Anfänglich dauerte die Ausbildung drei Jahre und schloss den obligatorischen Armeedienst ein. Seit seiner Abschaffung ist der Unterricht auf zwei Jahre angelegt. Zwei Drittel der Schüler haben mindestens ein abgeschlossenes Studium hinter sich (bei rund 80 Prozent handelt es sich um Sciences Po, die renommierte Hochschule für politische Wissenschaften). Das andere Drittel der Plätze steht Beamten über den Concours interne für die Weiterbildung offen.

## Die Elite bleibt unter sich

Gegenwärtig besuchen jedes Jahr 90 Franzosen und 30 Ausländer die Ecole nationale d'administration, zum Teil lassen sie sich in Vorbereitungsklassen auf die Prüfungen trainieren, die ein ganz spezifisches Wissen und Verhalten voraussetzen. Zum Abschluss wird nach extrem willkürlichen Kriterien die Rangliste erstellt, die alle Versuche zu ihrer Abschaffung hartnäckig überlebt.

Weil jahrzehntelang die Schüler zu 90 Prozent aus der Oberschicht stammten und zu 90 Prozent aus Paris, wurde der Hauptsitz nach Strassburg verlegt. Der Soziologe Pierre Bourdieu brachte die Ena als eine der Grandes écoles auf den Begriff des «Staatsadels»: Die Elite bleibt unter sich und wird nicht erneuert, dafür sorgt das Ausleseverfahren für die Aufnahme. Wichtiger als der Reichtum ist in der französischen Gesellschaft die Beherrschung der kulturellen Rituale. In seinen Schriften «Die feinen Unterschiede» und «Die Erben» analysiert Bourdieu die französische Bourgeoisie sehr viel genauer und ergiebiger als jeder marxistische Theoretiker des Klassenkampfes.

Inzwischen gibt es eine Vorbereitungs-klassen, die den Namen «Chancengleichheit» bekommen hat – an der soziologischen Herkunft der erfolgreichen Absolventen hat sich indes wenig geändert. «Die Diplomierten sind nicht ausschliesslich Erben», wehrt sich Schulleiterin Nathalie Loiseau: «Aber unsere Rekrutierung entspricht nicht der Vielfalt der französischen Gesellschaft.»

Lange wurde Frankreich um seine wenig demokratischen, öffentlich-rechtlichen Eliteschulen beneidet. Die starke Rolle des Staats hatte die Concorde und den TGV – die ersten Superschnellzüge in Europa – ermöglicht. In der Finanzkrise bewahrte sie Frankreichs Banken vor dem Schlimmsten. Doch in der Globalisierung ist die mächtige Staatshand zum Hemmnis geworden. Frankreichs Elite ist



«Gesetz des Schweigens»: Unterricht an der Ecole nationale d'administration, 1968.

genauso staatsversessen und antiliberal wie die Gewerkschaften. Ob links oder rechts, oben und unten: Es gibt den Konsens für die Atomwirtschaft. In Westeuropa ist es das Land, dessen Bürokratie, Funktionieren und Nomenklatura mit ihren Privilegien noch immer ein bisschen an die Sowjetunion erinnern. Rund 4500 aktive Enarchen bilden die herrschende Elite des Staats, für den weit über 20 Prozent der Berufstätigen arbeiten und dessen Haushalt 57 Prozent des Bruttosozialprodukts verschlingt: Europarekord.

Zum 70. Geburtstag der Ena hat die liberale Theoretikerin Agnès Verdier-Molinié ein Pamphlet veröffentlicht: «Was tut ein Enarch gegen eine Landwirtschaftskrise, eine Überschwemmung, gegen die Arbeitslosigkeit? Er erfindet eine Abgabe.» Und auf jedes spektakuläre Verbrechen reagiert er mit einem neuen Gesetz. «Die Ena erhöht die Steuern und die Schulden», Sparübungen werden den Studenten nicht zugemutet, das Kostensenken steht nicht auf dem Studienplan: «Wer sich nach den Unterrichtsprogrammen erkundigt, stösst auf eine Mauer des Schweigens.»

Von einem «Gesetz des Schweigens» spricht auch Olivier Saby, der als erster Schüler einen Bericht

aus dem Innenleben der Ena veröffentlichte: «Jahrgang König Ubu». Das Bild, das er zeichnet, ist wenig schmeichelhaft. Mit der Wirklichkeit haben die Lektionen wenig zu tun. Die Gastprofessoren – über eigene Lehrkräfte verfügt die Ena nicht – sind oft schlecht vorbereitet. Die Studenten werden gedemütigt und gegeneinander ausgespielt. Schon beim ersten Zusammenzug wurde ein Skirennen organisiert – mit Rangliste und Medaillen. «Man lehrt nicht das Zusammenarbeiten, sondern die Notwendigkeit, besser als die anderen zu sein.» Die Schule ist gratis, die Studenten bekommen einen Lohn von 1700 Euro. Als Saby und ein paar Kollegen auf die zusätzliche Wohnschädigung verzichten wollten, riet man ihnen, mit dem Geld ein Auto zu kaufen. Nach seinem 25. Platz im Klassement entschied sich Saby zum Entsetzen seiner Kommilitonen und Professoren für die Arbeit am Gericht in Montreuil in der Einwanderer-Banlieue Saint-Denis.



Macron (M.), 2004.

#### Drill zur Staatsgläubigkeit

Noch während seines Ena-Studiums hatte Hollande die Abschaffung der Rangliste gefordert. Auch Sarkozy versprach selbiges: weil nicht akzeptiert werden könne, dass man 25-Jährigen ohne jegliche Eignungsprüfung die freie

und lebenslängliche Wahl ihrer Karriere überlasse. Beim Jahrgang 2004 «Léopold Sédar Senghor» wurde die Rangliste von der Justiz wegen Amtsmissbrauchs der Jury annulliert. Zu ihm gehört Emmanuel Macron, der den fünften Platz belegte.

Seit Jahren kursieren Artikel über «die besten Jobs in den Ministerien und Unternehmen», die Macron und seine Mitschüler «gepachtet» hätten. Seit der Wahl ins Elysée wurden ihre jungen Karrieren nochmals beschleunigt. Der neue Präsident, der das Land wie einst Napoleon reformieren will, stützt sich auf die «Enarchen»: Sein Premier Edouard Philippe und mehrere Minister sind Ena-Absolventen. Das gilt auch für den neuen Generalsekretär des Elysées, der Jean-Pierre Jouyet abgelöst hat. Jouyet bleibt in der Ena zuständig für die Erarbeitung einer Alternative im Fall eines Verzichts auf die Abschaffung der Schlussrangliste.

Ohne eine Kulturrevolution, die mit dem inzwischen sogar von den Juroren bei den Prüfungen gerügten Konformismus der Studenten und dem Drill zur autoritären Staatsgläubigkeit aufräumt, sind Macrons Reformen zum Scheitern verurteilt. Aber selbstverständlich wird der junge Präsident seinen Entdecker und Förderer, Jouyet, der ihn Hollande empfohlen hatte, nicht in den verdienten Ruhestand schicken. Sondern als Botschafter nach London. ○



*Isoliert:* Katars Emir Scheich Tamim, US-Präsident Trump, am 21. Mai in Riad.

# Die zwei Gesichter der schönen Scheicha

Palast-Intrigen, Richtungskämpfe, Unerfahrenheit: Wie es zur jüngsten Krise um das Emirat Katar kam.  
*Von Pierre Heumann*

Das Treffen in Riad verlief für den Emir von Katar höchst unerfreulich. In einem Gespräch hinter geschlossenen Türen warf ihm US-Präsident Donald Trump am 21. Mai vor, sein Land würde islamistische Kräfte in Syrien unterstützen. Dann zeigte er dem Emir Dokumente des amerikanischen Geheimdienstes. Sie belegten, dass Doha der Nusra-Front, die mit al-Qaida gemeinsame Sache macht, Geld zukommen lasse. Katar, warf Trump dem Emir zudem vor, arbeite mit dem Iran zusammen und sei deshalb ein Terroristenfreund.

Beim Dinner im prunkvollen Saal des Königs von Saudi-Arabien, das zu Ehren des Gastes aus Washington gegeben wurde, gab man Tamim, dem Emir aus Katar, deutlich zu verstehen, dass er in dieser Runde unerwünscht sei. Als Trump mit fünfzig muslimischen Präsidenten und Regierungschefs Lamm und Hummus teilte, war Scheich Tamim isoliert. Ihm war vom Gastgeber ein unattraktiver Platz neben dem malaysischen Premier Najib

Razak zugewiesen worden, einem Aussenseiter in der vornehmen Gesellschaft der Adligen und Mächtigen.

Zurück in Doha, berief Tamim eine Krisensitzung ein. Er ahnte, was es geschlagen hatte. Doch es war zu spät: Am 5. Juni beschlossen zunächst Saudi-Arabien und die Emirate, kurz darauf auch Ägypten und Bahrain, die diplomatischen Beziehungen zu Doha abubrechen und den Staat Katar zu isolieren. US-Präsident Donald Trump unterstützte die Blockade explizit, und diese Woche doppelte er nach. Sein Aussenminister Rex Tillerson mahnt zwar pragmatisch zur Mässigung, doch Trump bleibt hart: Es sei an der Zeit, Katar aufzufordern, radikale Ideologien nicht länger zu unterstützen.

Es ist nicht die erste Krise zwischen Katar und seinen Nachbarn. Bereits vor drei Jahren hatten die Golfstaaten die Botschafter aus Doha mit der Begründung abberufen, Katar destabilisiere die Region, indem es von

Saudi-Arabien bis Ägypten Regimekritiker unterstütze. Tamim hatte die Krise damals durch Aussitzen gemeistert, erinnert sich Jean-Marc Rickli, der am Genfer Zentrum für Sicherheitspolitik die Abteilung Globale Risiken leitet. Laut Rickli, der bis vor einem halben Jahr in Doha gelebt und geforscht hat, habe der Emir mit ein paar kleinen Konzessionen die Krise beenden können. Die Botschafter kehrten zurück.

## Anders als Obama

Doch heute ist die Lage für Katar ungemütlicher als vor drei Jahren. Unbedeutende Retuschen an der Aussenpolitik reichen Katars Nachbarn nicht mehr. Inzwischen haben sich die Kräfteverhältnisse in der Region nämlich verschoben – zuungunsten Katars. «Zusammen mit den Vereinigten Arabischen Emiraten fühlt sich Saudi-Arabien stark genug, die alte Krise mit einer neuen Attacke auf Katar zu lösen», so Rickli. In Riad gibt der ehrgeizig-for-

sche Mohammed bin Salman den Ton an, und Trump verlangt, anders als Barack Obama, dass Katar auf Beziehungen zu Teheran verzichtet und Geldüberweisungen an Terrororganisationen ein Ende setzt.

Emir Tamim hatte die Veränderungen im Weissen Haus und die neue Dynamik in seiner Nachbarschaft nicht richtig eingeschätzt. Beobachter machen ihn deshalb für die Krise mitverantwortlich. Erst seit vier Jahren an der Spitze des Ministaates, verfüge er über zu wenig Erfahrung, meint Nachum Shiloh von der Universität Tel Aviv, der am Mosche-Dajan-Zentrum auf Länder des Persischen Golfs spezialisiert ist. Shiloh vermutet deshalb: «Diese Krise wäre unter Tamims Vorgänger nicht entstanden.»

Seit in Riad Salman den Ton angibt, sieht sich Saudi-Arabien als regionale Grossmacht und will diesen Anspruch auch durchsetzen. Dazu gehöre die Kampfansage an den Rivalen und Erzfeind Iran. Wer – wie Katar – mit Teheran flirtet oder die Islamische Republik unterstützt, bekommt es mit den Saudis zu tun. Die jüngste Reise Trumps nach Riad hat Saudi-Arabien in diesem Selbstverständnis gestärkt.

### Putsch während der Ferien

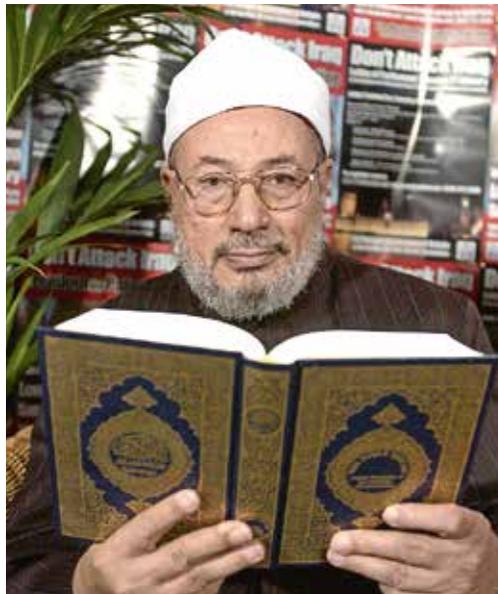
Unter Tamims Vorgänger – seinem Vater Scheich Hamad – war der öl- und gasreiche Ministaat zu einer regionalen Grossmacht mit globalen Aspirationen aufgestiegen. Hamad wollte Katar aus dem Schatten seines grossen und mächtigen saudischen Nachbarn lösen. Geschickt machte er den Spagat zwischen dem Westen und den Islamisten. Indem er 10 000 US-Truppen und dem Central Command Gastrecht gewährte, wurde er einerseits Verbündeter und Freund der USA sowie des übrigen Westens. Aber andererseits gewährt Katar weiterhin Islamisten Gastrecht, zum Beispiel der Hamas-Spitze, und finanziert bis heute den Nachrichtensender Al-Dschasira, über den der Muslimbruder Jussuf al-Karadawi wöchentlich und kompromisslos eine konservative und militante Auslegung des Islam verbreiten darf.

Dieser Spagat ist dem jungen Emir Tamim nicht geglückt. Die Wurzeln des heutigen Golfkonflikts lassen sich bis ins Jahr 1995 zurückverfolgen. Damals putschte Scheich Hamad gegen seinen Vater, während dieser im Ausland Ferien machte. Die Entmachtung des alten Emirs erzürnte die Eliten in den Nachbarstaaten, vor allem in Saudi-Arabien und in den Emiraten. Sie befürchteten, der Familienzwist von Doha könnte bei ihnen Schule machen. Deshalb inszenierte Saudi-Arabien ein Jahr später einen Gegenputsch und versuchte, den alten Emir wieder an die Spitze Katars zu hieven, allerdings ohne Erfolg.

Die Palastrevolution fand erst siebzehn Jahre später statt. Sie wurde allerdings nicht von aussen ausgelöst, sondern durch die Ambitio-



*Grosser Einfluss:* Scheich Hamad, Scheicha Musa.



*Was der Westen ablehnt:* Professor Karadawi.

nen von Hamads Söhnen. Am Ausgang der Wachablösung fanden die Nachbarn allerdings keinen Gefallen.

Hamad, der Vater des jetzigen Emirs, trat vor vier Jahren zurück. Aus gesundheitlichen Gründen, wie es damals hiess. Verwiesen wurde unter anderem auf seine Nierenprobleme. Ebenso möglich ist es aber, dass der damals 61-Jährige verhindern wollte, dass er (wie einst sein Vater) vom ehrgeizigen Nachwuchs aus dem Palast verdrängt würde. Denn Harmonie, das wusste Hamad, gehört nicht zu den Stärken des Herrscherhauses. In der Tat: Er war noch im Amt, da kam es schon zu einem Machtkampf unter seinen Söhnen.

Nicht alle seine 24 Kinder aspirierten zwar auf die Nachfolge. Aber mindestens drei seiner Söhne hofften, das Erbe antreten zu können. Am wenigsten Chancen hatte Abdullah (1988), der zweite Sohn des Emirs von dessen dritter Frau, Nura. Ihm fehlte am Hof die notwendige Lobby, die ihn zur Nummer eins hätte machen können.

Diese Lobby hat einen Namen: Scheicha Musa, die zweite Frau Hamads, die er seinen beiden anderen Gattinnen vorzieht. Jassim, sein Ältester, fühlte sich zu Höherem berufen und verlangte vom Vater mehr Kompetenzen. Gleichzeitig beklagte sich Tamim, der um zwei Jahre jüngere Bruder, beim Vater darüber, dass er übergangen werde.

Zunächst ernannte Hamad Jassim, den ältesten Sohn seiner Lieblingsfrau Musa, zum Thronfolger. Er wird von Kennern des Hofes als «Vermittler» und «Pragmatiker» geschildert, der moderat und gegenüber dem Westen offen sei. Doch 2003 wurde er ausgebootet. Fortan trug Tamim den begehrten Titel Kronprinz.

### Islamistisches Forschungszentrum

Es war Musa, die stets elegant gekleidete Schönheit, die damals nicht nur als einflussreichste Frau Katars, sondern auch als eine der wichtigsten Einflüsterinnen am Golf galt, die laut Beobachtern beim Emir ihren Zweitältesten Tamim als Nachfolger mit dem Argument durchsetzte, dass er militanter sei als Jassim.

Scheicha Musa hat zwei Gesichter: Das eine zeigt sie gegenüber dem liberalen Westen. In Reden spricht sie sich für die Gleichberechtigung von Mann und Frau aus, sie tritt, auch in ihrer konservativen Heimat, wo Frauen unsichtbar sein sollen, keck und selbstbewusst, mitunter sogar ohne Schleier auf. Sie wolle aus Katar eine Wissensgesellschaft machen, gab sie als Ziel ihres Wirkens an, und sie wolle deshalb westliche Akademiker-Eliten nach Katar holen. Deshalb gründete sie für Professoren und Studenten die Education City, einen Campus mit Ablegern von Hochschulen und Forschungsstätten wie Georgetown, Carnegie Mellon oder Rand Corporation.

Doch Musa hat ein zweites Gesicht. Während sie sich weltweit als Freigeist feiern liess, finanzierte sie auf dem Campus ein nach dem Islamisten Karadawi benanntes Forschungszentrum. Karadawi verkörpert fast alles, was der liberale Westen ablehnt. Er ist Mentor der Muslimbrüder, darf auf Katars Sender Al-Dschasira für seine Interpretation des Islam werben, und er hat Selbstmordattentätern mit Fatwas seinen Segen erteilt.

Wie die Mutter, so der Sohn: Tamim werden enge Beziehungen zum Islamisten-Prediger Karadawi nachgesagt. Seine Ernennung zum Emir war deshalb ein deutliches Zeichen dafür, dass Katar künftig eine radikalere Politik verfolgen und sowohl gegenüber Nachbarn am Golf als auch gegenüber Ägypten einen Konfrontationskurs steuern werde. «Damit waren die Probleme programmiert», sagt Shiloh. Selbst wenn demnächst ein Kompromiss erzielt werden sollte: Der Schock «wird einen langanhaltenden Effekt auf den Zusammenhalt des Golfkooperationsrats haben», sagt Golf-Kenner Rickli. ○



*Ein echtes Vorbild:* Rafael Nadal nach seinem zehnten French-Open-Sieg, 11. Juni 2017.

## Mein mallorquinischer Freund

Von Rolf Knie

Ich lernte die Familie Nadal in den neunziger Jahren kennen. Zuerst Miguel Ángel Nadal, Rafaels Onkel. Er spielte damals, von 1991 bis 1999, als Verteidiger beim FC Barcelona.

Er hatte 62 Einsätze in der spanischen Nationalmannschaft. Als die Schweiz an der WM 1994 in den USA gegen Spanien spielte, sass seine Frau Jenny auf der Tribüne bei den spanischen Spielerfrauen. Sie trug ein von mir entworfenes T-Shirt mit einer grossen Schweizer Fahne auf der Brust. Die Kommentare in den spanischen Medien waren unterhaltsam.

Miguel Ángel musste sich übrigens in jungen Jahren für eine Sportart entscheiden: Tennis oder Fussball. Zum Glück entschied er sich für Fussball, sonst hätte sich schon dazumal ein Schweizer mit einem Nadal herum-schlagen müssen, nämlich Jakob Hlasek.

### «Der rennt wie ein Irrer»

Rafa wuchs also im Geist und in der Atmosphäre des Weltsports auf. Ab und zu ging er mit seinem Onkel an die grossen Fussballspiele. Ich fuhr oft nach Manacor, einer Gemeinde auf Mallorca, und spielte mit Toni Nadal, Miguel Ángels Bruder, Tennis.

Nach solchen Tennisstunden stiess immer mal wieder der kleine Rafa zu uns. Wir spielten zu dritt. Ich sagte zu Toni: «Was habt ihr dem zu Essen gegeben, der rennt ja wie ein Irrer.»

Was mir an der ganzen Familie Nadal gefällt: Sie sind bescheidene Leute. Rafa war

---

### Die Nadals reden nicht nur von Fairplay. Sie leben es. Sie respektieren den Gegner.

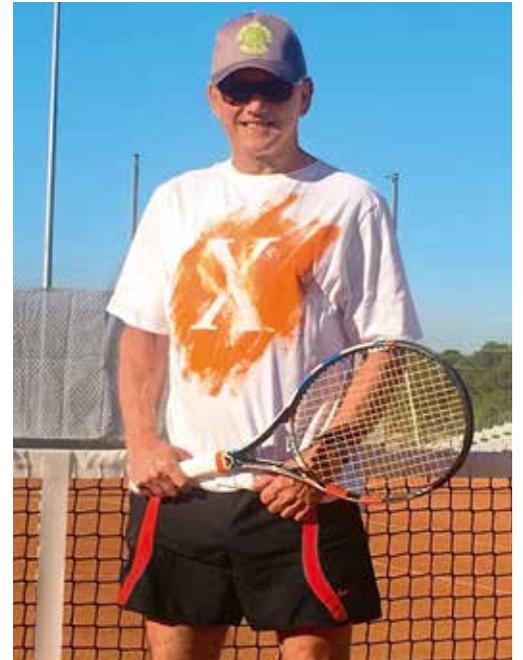
---

schon ein Weltstar, verdiente viel Geld, war aber noch nicht achtzehn und hatte keinen Führerschein. Man organisierte ihm keinen Chauffeur. Er kaufte sich ein kleines Elektroauto, das nur 30 km/h schaffte, und kutscherte so durch Manacor. Es war herrlich anzusehen.

Die Nadals reden nicht nur von Fairplay. Sie leben es. Sie respektieren den Gegner. In einem spanischen Radiosender wurde Rafa vor vielen Jahren gefragt: «Wann werden Sie die Nummer eins?» – «Für mich wird Roger Federer immer die Nummer eins bleiben», antwortete er.

«Respekt» steht auf dem Dress der grossen Fussballmannschaften. Doch im Fussball hat man den Respekt vor dem Publikum, vor dem Schiedsrichter und vor dem Gegner schon lange verloren.

Es ist gut für den Tennissport, dass Rafa wieder auf dem Platz steht. Die Jugend braucht Vorbilder wie Rafa mit seinen menschlich herausragenden Eigenschaften.



Tennis mit Toni: Autor Knie.

Die Rafa Nadal Academy auf Mallorca ist ein tolles Projekt und zeigt, dass die Familie weitsichtig ist und die Zukunft plant.

Rafa ist ein echtes Vorbild, ich glaube kaum, dass Eltern ihre Kinder in die Tennis-Academy eines Nick Kyrgios schicken würden.

### Neue Perspektive

Carlos Moya, Rafas neuer Trainer, tut dem Spieler gut. Rafa ist schon lang, zu lang, mit seinem Onkel zusammen. Toni wird sich in Zukunft mehr um die Academy kümmern. Moya hat die-selbe Mentalität wie Rafa, er ist auch Mallorquiner. Er gibt ihm neue Perspektiven. Ein toller Typ.

Wenn ich auch mit der Familie Nadal befreundet bin, in einem Tennismatch Federer – Nadal, bin ich ganz klar für «unseren» Roger. Rafa, es ist gut, dass es dich gibt.

Rolf Knie ist Kunstmaler und Zirkusunternehmer. Er wohnt auf Mallorca und in Rapperswil.



*Harter Rock, Alkohol, Abfallberge*: Manager Dürr an seinem Festival in Interlaken.

## Musik

# Der bodenständige Impresario

Wenn Guns n' Roses, Helene Fischer oder Lady Gaga in der Schweiz auftreten, so steht ein Mann dahinter: Thomas Dürr. Der Unternehmer hat es vom Bühnenarbeiter zum grössten Konzert- und Musical-Veranstalter der Schweiz geschafft. *Von Rico Bandle und Salvatore Vinci (Bilder)*

Sein grösster Konkurrent, sagt Thomas Dürr, sei er selber. Es ist Donnerstag, 14 Uhr, noch wenige Augenblicke, dann beginnt auf dem alten Militärflugplatz in Interlaken das Greenfield-Open-Air, das grösste Rockfestival der Schweiz. Am Abend zuvor sass Dürr noch im Letzigrund-Stadion in Zürich, wo er das Konzert der US-Rocklegenden Guns n' Roses mitorganisiert hatte. «Wir nehmen uns selber das Publikum weg», scherzt er. In zehn Tagen folgt bereits der nächste Grossanlass: Depeche Mode, wiederum im Zürcher Letzigrund.

Nun heisst es aber erst einmal: vier Tage lang die volle Open-Air-Dröhnung – harter Rock, Tausende gutgelaunter Jugendlicher, Alkohol, Camping vor imposanter Bergkulisse, Abfallberge, Party. Der Chef schreitet kurz vor Festival-Eröffnung das riesige Gelände ab. Die erhöhten Sicherheitsvorkehrungen mit doppelter Personen- und Gepäckkontrolle funktionieren,

die sanitären Anlagen sind alle installiert, der Zeltplatz ist bereits gut gefüllt mit fröhlich-aufgedrehtem, vorwiegend schwarz gekleidetem Volk. Dürr grüsst unterwegs einzelne Mitarbeiter – fast 2000 sind es während des Wochenendes –, viele von ihnen kommen jedes Jahr wieder. Am Infostand klagt ein Pärchen aus Deutschland über Probleme mit seinem Wohnmobil. Dürr kriegt das beim Vorbeigehen mit, schaltet sich ein und klärt die Gäste über die Parkplatzordnung auf. Die beiden Besucher ahnen nicht, dass es sich bei dem sympathischen Herrn mit dem alemannischen Dialekt um den Direktor des Festivals handelt, ja um den mächtigsten Konzertveranstalter der Schweiz.

Trotz seiner riesigen Wirkungskraft ist Thomas Dürr bloss Insidern bekannt. Geht es um Grosskonzerte und Rocklegenden, so fällt in der Schweiz stets als Erstes der Name André Béchir. Der Gründer der Agentur Good News

war Pionier und jahrzehntelang unangefochten die Nummer eins der Branche. Eine weitere schillernde und bekannte Figur ist Freddy Burger, der unter anderen Udo Jürgens unter Vertrag hatte. Dürr hingegen blieb bislang unter dem Radar der grossen Medienöffentlichkeit. Obschon er mit seiner Act-Entertainment-Gruppe die Konkurrenz längst hinter sich gelassen hat. Doch das ist ihm egal. Der Impresario der Schweizer Show-Szene ist ein bodenständiger, ruhiger Mann, der sich selbst nie in den Vordergrund stellen würde.

### Die Arbeiter stehen ihm näher

Der Himmel über Interlaken ist wolkenlos, der Wetterradar gibt bezüglich des ständig drohenden Gewittersturms Entwarnung. Ideale Voraussetzungen also für ein perfektes Festival-Wochenende. «Alles läuft gut, ich habe kaum mehr etwas zu tun», sagt Dürr. Nur

etwas ärgert ihn: Die neuen bedruckten Pläne für die Eingangstore sind nicht rechtzeitig eingetroffen. Nun stehen dort nackte Metallgerüste. «Die Eingangsportale wären so schön geworden», sagt Dürr. «Teuer waren sie auch.» Selbst wenn er sich ärgert, so scheint er noch ein leichtes Lächeln auf dem Gesicht zu haben.

Noch dreissig Minuten, dann eröffnet eine lokale Alphorn-Formation den Konzertreigen auf der Hauptbühne, so ist es Tradition am Greenfield-Festival. Vorher bleibt für Dürr noch Zeit für eine Massage. Im Backstage-Bereich bei den Garderoben ist ein Massagesalon für die Künstler eingerichtet – und den Chef.

Weichgeknetet, steigt Dürr hinter die grosse Bühne. Er umarmt mehrere bärtige Roadies, die er seit dem letzten Jahr nicht mehr gesehen hat. Hier im Backstage-Bereich fühlt sich Dürr wohl. Der Direktor macht keinen Unterschied zwischen Stars und Arbeitern. Man kriegt sogar den Eindruck, er stehe den Arbeitern näher. Was wohl mit seiner Herkunft zu tun hat. Dürr ist ein Selfmademan, hat selbst als Bühnenarbeiter begonnen. Am Letziggrund-Konzert vom Vortag trug er ein Guns-n'-Roses- T-Shirt von 1991, das er damals als Roadie bekommen hatte. Dürr erinnert damit ein wenig an Tennisspieler Roger Federer, der einst auch als Balljunge am Basler ATP-Turnier tätig war, jenem Turnier, das er später als Nummer eins der Welt mehrmals gewann.

Aufgewachsen ist der gebürtige Deutsche in Weil am Rhein, nahe der Schweizer Grenze. Als Schüler und Student jobbte er bereits für Konzertveranstalter, unter anderem für André Béchirs Good News: als Plakateur, Chauffeur für Künstler und eben Bühnenarbeiter. In Freiburg i. Br. studierte er Volkswirtschaft, machte sein Lizentiat über die Wechselwirkung zwischen

Wirtschaft und Kultur. 1992, mit 25 Jahren, rief er im Stadtcasino Basel das Irish Folk Festival ins Leben, parallel dazu gründete er seine erste Firma, die Show Circus AG. Dürr organisierte mittelgrosse Konzerte, zum Beispiel mit Reinhard Mey, und managte Diavortrag-Shows über ferne Reiseziele durch die Schweiz.

### Das Konzert als Chilbi

Noch bis vor wenigen Jahren herrschte in der Konzertbranche eine klare Aufgabenteilung: Good News war die Nummer eins im Pop-Bereich, Free & Virgin setzte den Fokus auf Hardrock, Freddy Burger auf Musicals und andere Shows. Heute ist das anders: Thomas Dürr macht mit seiner Act-Entertainment-Gruppe alles. Sein Portfolio ist dermassen breit, dass man sich fragt, wie man da noch den Überblick behalten kann: Dürr produzierte am Broadway in New York selber Musicals, die er dann nach Europa transferierte, er hat als erster Veranstalter Komiker ins grosse Zürcher Hallenstadion gebracht, mit Palazzo Colombino betreibt er eine Variété-Dinnershow.

Musikalisch reicht das Repertoire von der klassischen Geigerin Anne-Sophie Mutter und dem Schlagerstar Helene Fischer über die Komiker Mario Barth und Otto, den DJ-Superstar David Guetta und das Musical «Grease» bis zu den Hardrockern Guns n' Roses. «Diversifizierung ist wichtig, das ist unsere Stärke», sagt Dürr. Wo liegt denn seine persönliche Präferenz? «Zurzeit höre ich die neue Platte von Rammstein, die finde ich sehr stark. Aber mir gefällt eigentlich alles, auch Musicals und die Konzerte des Filmkomponisten Hans Zimmer.» Wie kam er dazu, mit dem Greenfield-Open-Air vor acht Jahren ein Hardrock-Festival ins Leben zu rufen? «Wir vermarkteten in der Schweiz das süddeutsche

Southside-Festival und verkauften dabei über 8000 Karten. So sahen wir: Es besteht auch hier ein Markt für ein solches Festival.»

Zwischen 20 000 und 25 000 tägliche Besucher lockt das Greenfield-Festival seither an. Hier lässt sich gut erkennen, wie sich das Konzertgeschäft in den letzten Jahren verändert hat. Die Musik ist zwar das wichtigste, aber längst nicht mehr das einzige Angebot, das nötig ist, um das Publikum anzulocken. Das Festivalgelände ist ein eigentlicher Vergnügungspark mit Chilbi-Bahnen, einer Mittelalter-Stadt, Partyzelten inklusive Strip-tease-Shows und vielem mehr. «Ärgerlich ist, dass wir trotzdem fast zehn Prozent der Ticketeinnahmen an die Urheberrechts-gesellschaft Suisa abliefern müssen, obschon die Leute nicht nur für die Musik, sondern für das Gesamterlebnis bezahlen», sagt Dürr. Diese Urheberrechtsgebühr für die Komponisten sei heute, wo auch bei Stadionkonzerten die Show immer wichtiger werde, nicht mehr zeitgemäss.

---

### Das Monopol fiel 2014 gänzlich, was in der Branche einem Erdbeben gleichkam.

---

Eine Künstlerin wie Helene Fischer, die im Herbst im Zürcher Hallenstadion gastieren wird, reise mit gegen vierzig Sattelschleppern an. Was sie zeige, sei mehr eine Revue-Show als ein Konzert. «Gerade die Amerikaner sind uns, was Shows angeht, weit voraus, der Trend geht aber auch hier in diese Richtung.» Im Gegensatz zu einem Grosskonzert sind Komiker wie Bülent Ceylan, Mario Barth oder Carolin Kebekus mit ein bis zwei Sattelschleppern viel einfacher zu handhaben. Aber auch sie füllen grosse Hallen.

Das Zürcher Hallenstadion ist der Schlüssel zur Topliga des hiesigen Showgeschäfts. Lange Zeit verfügte André Béchir über das alleinige Vermarktungsrecht für die grösste Konzerthalle des Landes. Dürr klagte gegen das «illegale Monopol». Mit Erfolg. 2008 konnte er erstmals eine Show im Hallenstadion machen, 2014 fiel das Monopol gänzlich, was in der Branche einem Erdbeben gleichkam. André Béchir verliess Good News und gründete zusammen mit dem deutschen Konzern CTS Eventim die neue Produktionsfirma abc Production.

Thomas Dürr startete mit seiner Act Entertainment erst richtig durch, stieg auf zum grössten Veranstalter der Schweiz, auch dank der Zusammenarbeit mit dem US-Konzertriesen Live Nation. Heute stehen ironischerweise die Unternehmen der beiden Hauptkontrahenten Béchir und Dürr kurz vor einer Fusion. 2006 hatte Dürr 51 Prozent seiner Act Entertainment an die CTS Eventim verkauft (die restlichen 49 Prozent hält er noch immer selbst), nun überlegt sich der deutsche Mutterkonzern, seine Schweizer Töchter zu fusionieren. Wahrschein-



Die ökonomischen Planspiele sind weit weg: Greenfield-Festival, 2017.

lich wäre es eher eine Übernahme: Act Entertainment ist bedeutend grösser als abc Production, und André Béchir hat bereits angekündigt, dass er seinen 20-Prozent-Anteil an der Produktionsfirma verkaufen wird. Dürr möchte sich zum Stand der Verhandlungen nicht äussern. Nur so viel: «Für mich wäre es eine grosse Ehre, das Lebenswerk Béchirs weiterführen zu dürfen. Ich habe ihn immer bewundert.»

### Zum Schluss im Hemd

Am Greenfield-Open-Air scheinen diese ökonomischen Planspiele weit weg. Der Energielevel steigt von Band zu Band, ebenso die Temperatur auf dem Festivalgelände. Die Zuschauerinnen zeigen viel Haut; ob dick, ob dünn, ob im Brockenhaus-Schlabberlook oder elegant – hier wird jeder so akzeptiert, wie er ist. Die Hardrocker sind das wohl friedlichste und toleranteste Volk überhaupt. Thomas Dürr fühlt sich in dieser Menge wohl. Er zeigt einen abgesperrten Luxusbereich, wo zahlungskräftigere Besucher bereits aufgestellte Zelte beziehen können. Die «Veredelung von Karten» ist ein grosses Thema in der Branche. Für einen höheren Preis werden Eintrittskarten mit Privilegien verkauft. Damit wollen die Veranstalter bei begehrten Konzerten den Mehrpreis für sich abschöpfen, den Fans sonst bei Wiederverkäufern bezahlen würden.

Innerhalb der Szene gilt Dürr als hartnäckiger und geschickter Geschäftsmann. Hier am Festival jedoch zeigt er sich als musikbegeisterter Patron, der täglich vor dem ersten Konzert vor Ort ist und das Gelände erst am frühen Morgen nach dem letzten Auftritt verlässt.

Um 18 Uhr wird der Direktor zur Eingangskontrolle gerufen. Das Schweizer Fernsehen will nach all den Terroranschlägen einen Bericht über das Sicherheits- und Notfallkonzept machen. Drei Mal lässt sich die Fernsehjournalistin vor der Kamera vom Sicherheitspersonal durchsuchen, bis sie mit der Aufnahme zufrieden ist. Dürr wartet und wartet, bis er endlich ein paar Sätze ins SRF-Mikrofon sagen kann. Um dann mitgeteilt zu bekommen, dass dies erst ein Test war. Später werde alles wiederholt und live übertragen. Dürr lächelt, so wie er fast immer lächelt, seine Geduld scheint grenzenlos. Er ruft zu Hause bei seiner Frau und den vier Kindern an, um ihnen mitzuteilen, dass er gleich im Fernsehen komme. Zehn Jahre alt sei der älteste Sohn, noch etwas zu jung, um an ein solches Festival zu kommen.

Einst waren im Musikgeschäft die Plattenbosse die mächtigen Figuren. Seit dem Zusammenbruch der CD-Verkäufe sind Live-Veranstalter wie Dürr an deren Stelle getreten. Bloss: Einem Thomas Dürr ist der Status egal. Er fühlt sich am wohlsten im T-Shirt; nur der Badge um den Hals unterscheidet ihn vom normalen Besucher. Für das Fernsehen zieht er doch noch ein Hemd über. Weil es sich so gehört. ○

## Literatur

# Tagebuch einer Nymphomanin

Mit 63 wurde die in Paris geborene Amerikanerin Anaïs Nin endlich, was sie schon als Teenager hatte werden wollen: weltberühmt. Bis heute ist sie eine erotische Legende und Kultfigur. Auch dank der Männer in ihrem Bett. Von Dagmar Just



*It-Girl der Nation:* Autorin Anaïs Nin.

**Anything goes** — Im November 1931 macht der Jurist einer in Paris ansässigen amerikanischen Bank die Ehefrau des Filialleiters, Anaïs Nin-Guiler, mit ihrem erfolg- und mittellosen Landsmann Henry Miller bekannt. Sie liest einen Text von ihm. Ende Dezember lädt sie ihn zum Essen ein. Anfang Januar verliebt sie sich in seine bisexuelle Ehefrau. Einen Monat später schreibt sie ihm aus den Winterferien in Glion sur Montreux: «Aus meiner Festung hier oben am Ort der eingefrorenen Instinkte [der Schweiz]

[...] sandte ich Ihnen ein Telegramm, das Sie zum Lachen bringen wird, und 150 Francs.»

Anfang März bejubelt sie ihre erste gemeinsame Liebesnacht: «Ich wollte dich gestern nicht versengen – ich lag da wie im Traum.» Im Mai beginnt sie eine Therapie beim Begründer der Société française de psychanalyse, René Allendy. Eines der Probleme, mit dem sie ihn konfrontiert: «Meine Brüste sind zu klein. Würden Sie die psychiatrische Behandlung auf die medizinische ausdehnen? [...] Da Sie Arzt

sind, ist es das Einfachste, ich zeige sie Ihnen.» Kurz danach ist auch er ihr Liebhaber. Einer seiner Patienten ist der mystische Surrealist Antonin Artaud. Nach langen Spaziergängen mit ihr ist auch er so weit, küsst sie und verkündet, die Hand auf ihrem Knie: «Zwischen uns könnte ein Mord geschehen!» Im März 33 entdeckt sie den österreichischen Psychotherapeuten Otto Rank, einst der Kronprinz von Sigmund Freud, in Paris und schickt Miller zu ihm.

Im Juni berichtet sie ihrem Tagebuch von ihrem Inzest mit dem Vater. Im Spätsommer sitzt sie erstmals selbst in Ranks Praxis, im Herbst ist sie mit ihm intim. Anfang 34 wird sie schwanger. Sie hält Miller, nicht Rank, ihren Mann oder Allendy für den Kindsvater. Im Juni erfolgt die Abtreibung. Dann borgt sie von Rank 5000 Francs für die Druckkosten von Millers erstem grossem «Unterleibsroman»: «Wendekreis des Krebses». Mit Rank reist sie dann im November 34 nach New York – um als Tänzerin oder Model das Geld, das sie ihm schuldet, zu verdienen. Tatsächlich wird sie den Vorschuss in seiner psychoanalytischen Praxis abarbeiten. Und damit enden die «Tagebücher der Anaïs Nin 1931 bis 1934». Es mag wie die Bilanz einer notorisch sexsüchtigen Nymphomanin klingen. Vor allem illustriert es aber ein ehrgeiziges Programm.

**Lady Chatterley** — Sechs Jahre zuvor: Sie ist 25, seit vier Jahren verheiratet, seit drei Jahren in Paris, mit ihrem Mann, dem Banker. Man lebt auf grossem Fuss – wie fast alle Amerikaner, denn der Franc ist schwach und der Dollar stark. Es sind die goldenen zwanziger Jahre: in jedem Café ein Genie und überall Party, Jazz und Schampus. Alle Frauen im kleinen Schwarzen von Chanel. Ausgenommen Josephine Baker, die tanzt im Bananenröckchen. Und Marlene Dietrich lässt sich im Hosenrock von Elsa Schiaparelli fotografieren. Die schöne Lee Miller posiert nackt in Man Rays Atelier. Hemingway trinkt mit Fitzgerald Bloody Marys um die Wette. Und als Soundtrack läuft Vernon Dukes «April in Paris». Oder Gershwins «An American in Paris». Oder «Anything Goes» aus Cole Porters «Paris»-Musical.

Da verbreitet sich wie ein Lauffeuer die Nachricht von einem Skandalbuch aus Florenz: nur tausend Exemplare! Und ein Meisterwerk! Oder Schund? Jedenfalls ein englischer Gegenwartsroman mit einer unerhörten Story: Junge Ehefrau aus der High Society trifft Wildhüter, hat Sex mit ihm, und danach will sie nicht mehr die Lady Chatterley spielen, sondern auf eigene Faust leben. Ihr Motto: «Sex und Zärtlichkeit gegen das Geld, die Maschine und die fühllose Äffschkeit der Welt in allem Ideellen». Das «unflätigste Buch der englischen Literatur», so schäumt die Kritik.

Als Anaïs Nin es 1930 liest, ist sie wie vom Blitz getroffen: «Man lebt so dahin, geborgen in einer Welt der Empfindsamkeit [...] dann

liest man ein Buch («Lady Chatterley» z.B.) [...] und entdeckt, dass man nicht lebt, sondern in einem moralischen Winterschlaf versunken ist. [...] Monotonie, Langeweile, Tod.» Also kürt sie die erfahrungssüchtige Connie Chatterley zu ihrem *role model* und sich selbst zu deren Schwester im Geist wie im Bett, einer Lady Chatterley der Kunst: «Ich werde [...] eine grosse Künstlerin sein. [...] Und wenn [...] nicht, macht es auch nichts. Dann werde ich eine Freundin der Künstler sein, Mutter und Muse [...].»

**Spagat** — *Sense and sensibility!* – so lautet das Programm, mit dem sie ab 1931 experimentiert, dreissig Jahre lang, ohne Erfolg, aber finanziert von ihrem Mann. Sie schreibt Kurzgeschichten, Essays, Romane, die alle unverkäuflich sind. Sie gründet einen Verlag, der nur dreieinhalb Werke herausbringt. Sie versucht sich als Schauspielerin in Filmen, die keinen Verleiher finden. Und ähnlich zäh verläuft ihr Sex-und-Musen-Projekt: Nur ihr erster Schützling, Henry Miller, hält, was er verspricht, und wird berühmt. Die anderen «Kinder» – wie sie die jungen Männer nennt, die sie «mit kräftigen finanziellen Zuschüssen» in Paris und New York versieht – «nagten nur unentwegt an ihrem Geld, ihren Nerven, ihrer Gutmütigkeit».

Müde notiert sie 1947: «No puedo más [Ich kann

---

**«Ich werde eine grosse Künstlerin sein. Und wenn nicht, macht es auch nichts.»**

---

nicht mehr].» Doch im Lift an einer Party der Guggenheim-Erben trifft sie den Stiefsohn des Stararchitekten Frank Lloyd Wright. Vierzehn Jahre jünger, Forstwirtschaftsstudent und Bratschist, wird er ihr neuer Liebhaber. Durch seine Kontakte kann sie nun auch Artikel in Frauen- und Kulturzeitschriften lancieren. Ihre Romane aber ernten weiter Spott und Verrisse von der Kritik: «Anaïs Nin [...] ist vage, verträumt, hoffnungslos präntentös [...] und unglücklicherweise furchtbar langweilig.» Sie heiratet den Geliebten, ohne dass sie sich von ihrem Banker trennt, muss die «falsche Ehe» wieder annullieren, übersteht eine Tumor-Operation und gerät, pendelnd zwischen Los Angeles und New York, in eine neue Krise. Da nimmt sie ein nach Amerika ausgewanderter deutscher Literaturagent unter Vertrag – und das Blatt wendet sich.

**Popstar** — Das Tagebuch war ihr Trampolin. Sie schrieb daran seit ihrem elften Lebensjahr. Manisch. Sechzig Jahre, 150 000 A4-Seiten. Sie hielt es selbst für ihr Hauptwerk. Aber erst der Agent wählte ein Filetstück zur Veröffentlichung aus und brachte sie dazu, es zu bearbeiten. 1962. Als die Kubakrise begann, die Beatles ihre erste Single, «Love Me Do», aufnahmen und der erste James-Bond-Film mit Ursula Andress als erstem Bond-Girl in die Kinos kam.

Als Beate Uhse ihr Flensburger «Fachgeschäft für Ehehygiene» als ersten Sex-Shop der Welt eröffnete, die Antibabypille und der *Playboy* schon boomten. Und der amerikanische Avantgardeverlag Grove Press zwei Henry-Miller-Romane herausbrachte, die zwanzig Jahre lang verboten waren. Das war ein Riesenskandal, der Miller schlagartig zum «champion of a new sexual freedom» und Robin Hood der rebellischen Jugend machte.

Für einen der zwei Romane, «Wendekreis des Krebses», lieferte Anaïs Nin das Vorwort. Während sie parallel dazu den Paris-Teil ihres Tagebuchs redigierte: die Geschichte ihrer Affäre mit Henry Miller, damals, als er noch ein literarischer Nobody war und sie das Geld für den Druck seines «Wendekreis des Krebses» bei ihrem Zweitgeliebten Otto Rank borgte. Inzwischen startete der Countdown. Ihr Agent bot dem Kinsey-Institut für Sexuallforschung das Manuskript ihrer «Delta der Venus» zum Kauf an – jene fünfzehn berühmt-berüchtigten pornografischen Geschichten, die sie und ihre «Kinder» 1940 für einen Auftraggeber geschrieben hatten. Das Institut biss an. 1965 gab sie Henry Millers «Briefe an Anaïs Nin» heraus. Ein Kassenhit. Und als 1966 endlich ihr eigenes «Tagebuch Band 1: 1931–34» erschien, wurde sie über Nacht das It-Girl der Nation.

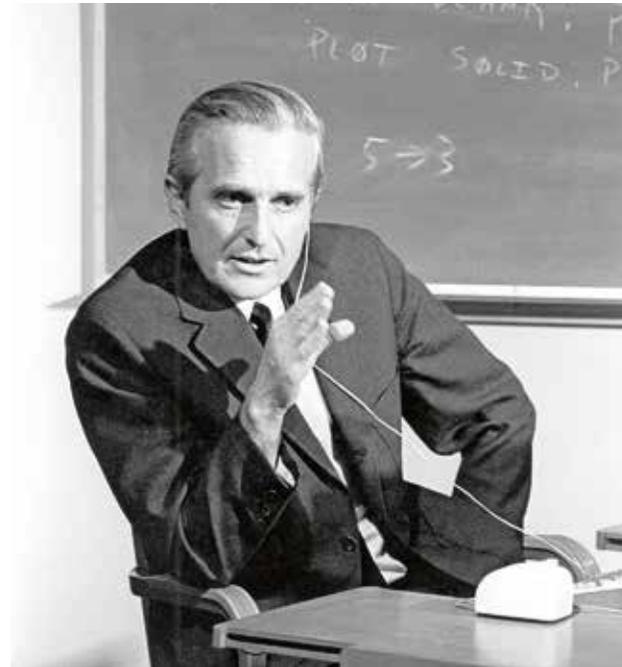
Tausende pilgerten nun zu ihren Lesungen und Vorträgen. Vor allem junge Leute wollten diese Lady Chatterley der Literatur hören und sehen. Die Pionierin der sexuellen Revolution, die schon dreissig Jahre zuvor mit der Selbstverwirklichung experimentiert hatte – inklusive lesbischer Liebe, Abtreibung, Psychotherapie und LSD-Trip. Plötzlich bekam sie Preise, Ehrendoktorwürden, massenhaft Leserbriefe. Kleine Mädchen wurden nach ihr benannt, Filme über sie gedreht. Gegenwind kam nur mehr von Literaturpuristen und ein paar radikalen Feministinnen, die sich über ihre finanzielle Abhängigkeit von ihrem Mann, dem Banker, mokierten.

1977 starb sie, doch der Vermarktungs-Countdown ging weiter. Ihr Agent und der als Testamentsvollstrecker eingesetzte «falsche Ehemann» gaben das «Delta der Venus» unter ihrem alleinigen Namen heraus, immer neue Tagebuch-Versionen mit ihren eigenen Vorworten und dem verkaufsfördernden Zusatz «unzensuriert», verwalteten die Filmrechte, gründeten den Anaïs-Nin-Trust und «Anaïs: An International Journal». Doch tauchen diese Männer in den von Anaïs Nin herausgegebenen Tagebüchern entweder gar nicht auf oder nur als Dekoration ihres Lebens, das sie unabhängig und in eigener Regie meistert. Nicht zufällig nannte Henry Miller seine Pariser Geliebte denn auch «eine ungeheuerliche Lügnerin und Wortverdrehlerin».

**Dietrich Gronau:** Anaïs Nin. Erotik und Poesie. Heyne  
**Linde Salber:** Anaïs Nin. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Rowohlt



«Ein ausserkörperliches Erlebnis»: Aktivist Brand, um 1970.



Macht der Prozessoren: Informatik-Pionier Engelbart, 1968.



«Hey, ich bin nicht allein»:

## Gesellschaft

# Das wahre Erbe der Hippies

**Vor fünfzig Jahren feierten die Hippies den Sommer der Liebe. Ihr wichtigstes Vermächtnis ist nicht die Befreiung der Sexualität, sondern der Personal Computer. Seine Entstehung ist eng mit der Gegenkultur der 1960er Jahre verknüpft. Von Dominik Imseng**

**F**rage: Welches dieser Bilder ist eine scherzhafte Montage?

- a) Ein Hippie raucht einen Joint.
- b) Ein Hippie fährt einen VW-Bus.
- c) Ein Hippie baut einen Personal Computer.

Antwort: Keines der drei Bilder ist ein Fake. Der PC ist ein Vermächtnis der Blumenkinder, und ein ziemlich einflussreiches dazu.

Verantwortlich dafür ist ein Mann, der gleich zweimal zur richtigen Zeit am richtigen Ort war: Stewart Brand. Der studierte Biologe freundete sich 1964 mit Ken Kesey an, dem Autor des Weltbestsellers «Einer flog über das Kuckucksnest». Zusammen mit den Merry Pranksters – einer lustigen Truppe von Lebenskünstlern – veranstaltete Kesey Mitte der 1960er Jahre Happenings, an denen man die damals neue Droge LSD ausprobieren konnte.

### Die Geburtsstunde der Blumenkinder

Höhepunkt dieser «Acid Tests» war das «Trips Festival» in San Francisco von Januar 1966, das Stewart Brand mitorganisierte. Es gab mit LSD versetzte Eiscreme, Badewannen voll mit psychedelischer Bowle und Auftritte der späteren Hippie-Bands The Grateful Dead und Big Brother and the Holding Company. Der dreitägige LSD-Event gilt als die Geburtsstunde der Blumenkinder. «Die Leute schauten sich an und merkten: «Hey, ich bin nicht allein, es gibt noch

10 000 weitere Verrückte wie mich»», erinnert sich Brand, der heute auf einem Hausboot in der Bucht von San Francisco lebt.

Das war das erste Mal, dass Stewart Brand zur richtigen Zeit am richtigen Ort war. Das zweite Mal war im Dezember 1968, als er in San Francisco eine Veranstaltung mitorganisierte, die als die «Mutter aller Demos» in die Technikgeschichte einging. Mit «Demo» ist hier nicht eine politische Demonstration gemeint. Vielmehr demonstrierte der Informatiker Doug Engelbart vor 3000 Fachkollegen seine wegweisenden Erfindungen.

Engelbart hatte LSD ausprobiert. Sein Labor war eine Hippie-Höhle, komplett mit orientalischen Teppichen, bunten Kissen und Drogen im Kühlschrank ausgestattet. Vor allem aber war Engelbart ein Besessener. Als erster Informatiker wollte er vereinfachen, wie Menschen mit Computern interagieren. Dafür entwickelte er unter anderem eine kleine Holzkiste, die Rädchen und einen roten Knopf zum Drücken hatte. Wenn man sie hin und her schob, bewegte sich auf dem Bildschirm ein Cursor – Doug Engelbart hatte die Computermaus erfunden.

Dass Stewart Brand zu den Veranstaltern von Engelbarts revolutionärer Präsentation gehörte, war kein Zufall. Brand interessierte sich schon seit 1962 für Computer. Damals sah er Informatikstudenten an der Uni Stanford «Spacewar!» spielen – das erste Computerspiel. «Die Spieler hatten ein ausserkörperliches Erlebnis, als wären sie auf Drogen», erinnert sich Brand.

Drogen und Computer – dass es da einen Zusammenhang gab, war ihm sofort klar. Beide erweiterten das menschliche Bewusstsein. Doch während die Drogen nach LSD nicht besser wurden, war dies mit Computern anders. Alle paar Monate wurden sie mächtiger, kleiner und – wie Engelbart gerade gezeigt hatte – einfacher zu bedienen.

Das Problem aber war, dass sich nur Behörden und grosse Unternehmen Computer leisten konnten. Computer standen in Versicherungen und Telefongesellschaften, im Finanzamt und im Pentagon. Sie gehörten «denen dort oben». Sie waren ein Herrschaftsinstrument. Also entwickelte Brand – inspiriert vom Medienphilosophen Marshall

McLuhan – die Vision eines kleinen und erschwinglichen Personal Computer (der Begriff stammt tatsächlich von ihm), um die Macht der Prozessoren in die Hände aller zu geben.

### Gebrauchsanweisung für Weltveränderer

Jetzt musste Brand nur noch seine Hippie-Freunde von der befreienden Kraft der Computer überzeugen. Diese waren mittlerweile aufs Land gezogen, um Kommunen zu gründen und alternative Lebensformen zu er-



Erste Computermaus, 1968.

**Drogen und Computer – dass es da einen Zusammenhang gab, war sofort klar.**



Merry Pranksters in San Francisco, 1966.



Eiscreme mit LSD: Autor Kesey, 1966.



Geniale Tüftler: Jobs (r.), Wozniak, 1976.

proben. Allerdings hatten die Stadtkinder vom Landleben keine Ahnung. Sie wussten über Schafzucht und Ziegenhaltung genauso wenig Bescheid wie über Webstühle und Töpferscheiben. Darum lancierte Brand 1968 eine Art Survival-Guide für Landkommunen: den «Whole Earth Catalog».

Das zweimal jährlich erscheinende Magazin listete die Fachbücher und die Ausrüstung auf, die es für eine prosperierende Landkommune brauchte. Aber Brands Katalog war noch viel mehr. Er war das Opus magnum der Gegenkultur, die Gebrauchsanweisung für Weltveränderer. Hier konnte man zum ersten Mal über Bio-Anbau lesen, über Solar- und Windkraft, über Yoga und Zen – und über die befreiende Wirkung von Computern. «Die Regierung und die Unternehmen, die Schule und die Kirche haben versagt», schrieb Brand im Vorwort zur ersten Ausgabe des «Whole Earth Catalog». «Es ist Zeit für eine persönliche Form von Macht. Die Macht des Individuums, sich selbst zu bilden, seine eigene Inspiration zu finden.»

Seine Botschaft von der Befreiung durch Technologie wurde auch in einer Kommune im US-Bundesstaat Oregon gehört. Dort erntete ein junger Hippie den ganzen Tag Äpfel und ernährte sich auch ausschliesslich von ihnen. Der Name des jungen Hippies war Steve Jobs – und ja, wegen dieser Apfelplantage heisst Apple Apple.

Jobs experimentierte mit halluzinogenen Drogen, nahm unter anderem LSD. Er besuchte das liberale Reed College in Portland, wo Gegenkultur-Grössen wie Timothy Leary vorbeischaute. Nach dem Abbruch des Studiums reiste Jobs nach Indien, wo er wie ein Bettelmönch durchs Land zog. Mit kahl-rasiertem Schädel kehrte er nach Kalifornien zurück und lief in safranfarbenen Gewändern herum.

Doch Jobs, der sich schon seit seiner Jugend für Elektronik interessiert hatte, war nicht nur ein Hippie – er war auch ein *phreak* (von engl. *phone*, Telefon, und *freak*, Gammler). Die *phreaks* hatten einen Weg gefunden, kostenlose Telefongespräche zu führen. Dazu spielten sie in den Telefonhörer einen Pfeifton von 2600 Hertz ein. Sie taten das mit einer sogenannten Blue Box und ganz ohne schlechtes Gewissen. Denn zum einen gehörten die Telefongesellschaften zum Establishment. Und zum anderen erhob die amerikanische Regierung während des Vietnamkriegs eine Sondersteuer aufs Telefonieren. Das *phreaking* war darum für Jobs und seine Hippie-Kumpels ein technologischer Antikriegsprotest.

Die beste Blue Box stammte von Steve Wozniak, einem älteren Freund von Jobs, der ein genialer Techniktüftler war. Der eine Steve baute die betrügerischen Boxen. Der andere Steve verkaufte sie auf dem Campus der Uni Berkeley für 150 Dollar das Stück. So kamen Jobs und Wozniak zusammen ins Geschäft – und gründeten ein paar Jahre später Apple.

### Sieg des PC über die Grossrechner

Der Grund für ihre eigene Firma war der selbstgebastelte Computer, den Wozniak 1976 vor den Mitgliedern des Homebrew Computer Club präsentierte. Dessen Ziel war es, die kalifornischen Techno-Hippies miteinander zu vernetzen. Und wie schon bei den *phreaks* war es Steve Wozniak, der sich als der genialste Tüftler erwies. Der von ihm entwickelte Computer sah zwar aus wie ein Brotkasten. Aber als

Basis für den 1976 vorgestellten Apple I gilt er als der erste Personal Computer der Welt.

Der ultimative Sieg des PC über die Grossrechner von Unternehmen und Behörden wurde am 22. Januar 1984 gefeiert. Mit einem TV-Spot, der nur ein einziges Mal geschaltet werden musste, weil danach ganz Amerika über ihn sprach. In Auftrag gegeben hatte ihn Steve Jobs, um den Apple Macintosh zu bewerben. Der Werbefilm zeigte graue, seelenlose Kreaturen in einer Halle. Von einem riesigen Bildschirm herab indoktriniert sie ein grosser Führer. Da schleudert auf einmal eine Rebellin einen gewaltigen Hammer. Als dieser den Bildschirm explodieren lässt, trifft die menschlichen Lemminge das Licht der Erkenntnis – und

die Zuschauer auch: Dank der Macht, die einem der persönliche Computer verleiht, wird 1984 nicht wie «1984» sein, der bedrückende Roman von George Orwell.

Auch noch zwanzig Jahre später hielt Steve Jobs Stewart Brand und seine Vision einer Befreiung durch Technologie in Ehren. Vor Studenten der Uni Stanford sprach der Apple-Chef vom «Whole Earth Catalog» als einer der Bibeln seiner Generation, «gefüllt mit grossartigen Ideen». Zum Schluss gab Jobs den jungen Absolventen das Motto auf den Weg, das auf der Rückseite der 1972 erschienenen letzten Ausgabe des Magazins stand: «Stay hungry. Stay foolish.» Bleib hungrig. Bleib töricht.

Steve Jobs, der wie niemand sonst Computern das Bedrohliche nahm, blieb dies bis zu seinem Tod sechs Jahre später.



Erster Apple-Computer, 1976.

### Ein Hippie in der Kommune ernährte sich ausschliesslich von Äpfeln: Steve Jobs.

# Angriff der Riesenpfirsiche

Nachdem Kim Kardashians XXL-Hintern weltweit für Furore sorgte, ist der runde Po nun überall auf der Strasse zu sehen. Die Sommermode feiert ihn – gross wie nie.

Von Dominique Feusi

**K**ennen Sie das Peach-Emoji? Richtig, das Bildchen auf Ihrem Smartphone, der herzförmige Pfirsich. Nein, in welchen Nachrichten Sie den verwenden, will hier niemand wissen, wir skalieren das Peach-Emoji nun stattdessen vor unserem inneren Auge mit Daumen und Zeigefinger rauf, bis wir eine bildschirmfüllende Prachtfucht haben, stecken das Ganze in knallenge Jeans, *et voilà*.

So stand sie da. Eine junge Dame, so um die zwanzig, vor mir an der Kasse bei H&M, den Oberkörper über den Verkaufstresen gelehnt, streckte mir ihren üppigen Hintern entgegen. Ich weiss noch immer nicht, wie ich die Adjektive «ausladend» und «einladend» korrekt verwenden soll, ich weiss nur, dieses Bild hat sich in mein Hirn eingebrannt: ein Riesenpfirsich in Denim.

## Elastan macht Geschenke

Es ist Ihnen sicher auch schon aufgefallen – gerade jetzt, zur Hochsaison der knappen Shorts –, nun zieren Sie sich nicht so: Genau, Frau hat wieder Po. Das Ganze wird von der aktuellen Mode natürlich auch in Szene gesetzt, denn momentan sehr beliebt: High-Waist-Jeans und Crop-Tops, also hochgeschnittene Hosen zu kurzen Oberteilen. Ja, das trägt man jetzt so. Und ja, das betont den Podex per se, verlängert ihn visuell. Man kann also sagen: Es gibt deutlich mehr Frauenhinterteil im öffentlichen Raum als auch schon.

Lange galt die Regel: Junge Menschen tragen die Hosen weit unten, und mit jedem weiteren Lebensjahr rutscht der Bund etwas rauf. Die hohe Taille? Nur Rentner trugen die Hosen weit oben. Doch jetzt ist der hohe Sitz gängiger Chic, gerade bei den jungen Damen. Eine beliebte, nicht ganz so enge Variante sind denn auch die sogenannten Mom-Jeans. Klang bis vor kurzem noch komplett unsexy, aber nun leben wir in Zeiten der MILFs (das googeln Sie jetzt bitte selbst) und GILFs (oder fragen Sie Monsieur le Président), und Mom-Jeans, die einen eher gebärfreudigen Hintern formen, sind ein sexy Dauerbrenner. Tja, die Verhältnisse ändern sich, nicht nur bei den Jeans.

Auch die Ausführung mit viel Elastan ist ganz offensichtlich hip, die äusserst dehnbare Chemiefaser mit hoher Elastizität hat uns die engen und ultraengen Hosen und Shorts beschert und gewährt somit manchmal Einsichten und macht Geschenke, die man nie wollte. Zum Beispiel einen Riesenpfirsich in Denim.



Was für eine Befreiung! Gerade in Anbetracht der Bikini-Saison.

An der Kasse bei H&M. Ich konnte nicht wegsehen. Man kann sich ja in einer Warteschlange auch schlecht umdrehen und nonchalant dem Hintermann ins Gesicht starren, das entspricht nicht den hierzulande gängigen Regeln des Anstehens und macht einen stark verwirrten Gesamteindruck. Also starrte

## Die äusserst dehnbare Chemiefaser gewährt manchmal Einsichten, die man nie wollte.

ich den Riesenpfirsich an. Ein stark verwirrender Gesamteindruck.

Er war wirklich sehr prall und bewegte sich nun im Rhythmus der verführerischen Kaufmich-Musik hin und her. Monseigneur! Der pralle Riesenpfirsich in Denim war natürlich nicht an mich adressiert. Er sprach viel eher zur Welt. Nun gut, mal halblang, er sprach zu

seiner Umwelt, Zürich im Sommer 2017, und er sagte: «Ich gehöre einer starken, unabhängigen jungen Frau, und ich bin ziemlich ausgeprägt, *deal with it!*»

## Barbie und «Baywatch»

Diese Haltung finde ich absolut begrüßenswert. Optisch bin ich manchmal etwas unentschlossen. Was natürlich auch am Alter und an der visuellen Prägung meiner Generation liegt. Ich war in den Neunzigern jung, uns verkaufte man von früh an eine absurde Mischung aus Barbie und «Baywatch» als die vollendeten weiblichen Proportionen: viel Busen, wenig Hintern – so hatte die perfekte Frau auszusehen. Und so sahen die Frauen in Print, Film und Fernsehen auch aus. Es gab sogenannte Busenwunder, Seite-drei-Girls feierten Hochkonjunktur, und Pamela Andersons riesige Brüste hüpfen in Zeitlupe über den Strand von Malibu, jahrzehntelang war alles auf die Brust fixiert.

Ich weiss das, ich bin bei der Verteilung sehr weit hinten angestanden. Glauben Sie mir, Flachbrüstigkeit in den Neunzigern, das war als junges wildes Ding ein bitteres Los. Alle wollten Décolleté, aber ich war nur Bambi. Weinen Sie schon?

Später bin ich in die Werbung gegangen, war Creative Director bei einem Magazin, und ich sag's Ihnen, mit einem Paar richtig schönen Brüsten konnten Sie damals alles verkaufen: das nächste Cover, Bier, Duschgel, Heidi Klum, die Party von DJ-Kollege XY –

## Flachbrüstigkeit in den Neunzigern, das war als junges wildes Ding ein bitteres Los.

Brüste waren nie eine schlechte Idee. Es gab einen riesigen Red-Bull-Kühlschrank in der Agentur, war er leer, kamen zwei überdrehte Promotion-Girls mit viel Oberweite in wenig Oberteil vorbei und befüllten ihn mit neuen Dosen. Der Art-Director rief jeweils völlig aufgekratzt: «Titti und Zitz sind da!» Emotionale Bindung nennt man das. Ja, Red Bull ist ein Meister dieses Fachs.

Riesenhintern? Peach-Emoji? Das waren Fremdwörter in den Neunzigern. Frauen hatten ordentlich Busen und sonst gefälligst den stählernen Podex eines 14-jährigen Kunstturners, Oberschenkel fanden schon gar nicht statt, oh, Gott, Oberschenkel!, die wurden gleich als Erstes retuschiert. Einen Hintern antrainieren? Sich, wie das die heutigen Millennial-Frauen tun, im Fitnessstudio mit Langhantel-Squats abrackern, um Muskeln auf die Oberschenkel zu packen? Absolut undenkbar. Damals galt: Das ganze Volumen muss weg.

### Scharfe Mamas shaken den booty

Auf dem Po-Olymp der Neunziger: Kate Moss, nackt auf dem Sofa, fotografiert von ihrem damaligen Freund Mario Sorrenti, in einer der berühmtesten Parfüm-Kampagnen überhaupt, «Obsession» von Calvin Klein, 1993. Sorrenti soll von Moss besessen gewesen



Zeit der Obsession: Kate Moss, 1995.

sein, habe immerzu Bilder von ihr gemacht, auch privat, nach diesem Shooting, zehn Tage auf einer einsamen Insel, war Schluss. Was blieb, ist dieses legendäre Bild, und für lange Zeit die Obsession, genau so hätte das auszu-sehen, in den Medien gab es ausschliesslich Frauenhintern mit Peter-Pan-Syndrom: auf ewig bubenhaft.

Klar, es gab Jennifer Lopez, es gab Hip-Hop-Videos, in denen scharfe Mamas den booty shakten, es gab Destiny's Child mit Beyoncé, und später schüttelte ihn auch Shakira, weisse Kids hörten schwarze Musik und standen auf Latina-Moves, aber das ausladende Hinterteil im eigenen Kulturkreis? Das sah auf MTV mit den Rappern und so schon super aus, aber selber: bitte nicht! Ein grosser Hintern, das war ein Stigma.

Mit den Mädchen mit dem grossen Hintern wollte niemand ausgehen. In der Kanti versuchte ich, einen Kollegen mit einer aus meiner Klasse zu verkuppeln, beide waren ziemlich

witzig, er fragte: «Wie sieht sie aus?» – «Sie hat ein sehr hübsches Gesicht!», sagte ich. – «Das ist synonym zu: <Sie hat einen fetten Arsch>», antwortete er, «wenn du das so sagst, danke, nein.» Ich war empört, fühlte mich aber gleichzeitig in flagranti ertappt, schwieg, was relativ selten passiert. «Und?», fragte er. – «Sie hat ein sehr hübsches Gesicht!», sagte ich.

Sie hatte eben auch, was damals in Zürich «eine dicke Kiste» hiess, ein Attribut, das in meiner Jugend wirklich niemand wollte. Fünf- und zwanzig Jahre später kam Kim Kardashian, eine Weisse, die schwarze Schönheitsideale usurpierte, und sprengte mit ihrer dicken Kiste das Internet. Das war 2014, das Netz funktioniert natürlich noch und hat viel dazu beigetragen, dass diese neue Üppigkeit auch bei uns in den Mainstream geschwappt ist.

### Amtsenthbung des Knaben-Po

Die junge Frau vor mir bei H & M schien sich mit ihrem Riesenpfirsich jedenfalls pudelwohl zu fühlen, genierte sich nicht, im Gegenteil wofür wir uns noch schämten, wird heute betont. Hat Kim Kardashian gar etwas für die Emanzipation getan? Ist das überhaupt Emanzipation? Oder einfach eine ästhetische Verlagerung? Laufen Hinternimplantate den künstlichen Brüsten bald den Rang ab? Das schreit nicht gerade «Freiheit!». Der Peter-Pan-Po schrie das allerdings auch nie.

Fakt ist: Die meisten Frauen haben hinten etwas mehr drauf, und mal abgesehen von künstlich evozierten Extremen ist das neue Volumen auch eine Hinwendung zu natürlicheren Formen. Genau, Prädikat: absolut begrüssenswert. Um noch einmal auf das Peach-Emoji zurückzukommen: Was hier passiert, ist auch eine Art von *impeachment*, englisch für «Amtsenthebungsverfahren». Der grosse Pfirsich greift nach der Macht, der Knabenhintern wurde seines Amtes als absolutes weibliches Schönheitsideal enthoben, oder sagen wir, er hat zumindest nicht mehr die visuelle Alleinherrschaft. Was für eine Befreiung! Gerade in Anbetracht der Bikini-Saison. ○

**Sommer Geschenk:** **400.-** auf die besten Matratzen

Vergleichen Sie unsere Favoriten und profitieren Sie vom 400-Franken-Sommer-Geschenk:

Aktion gültig bis 15. August 2017, Grösse 90 x 200 cm, Preise in CHF.



# Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme

<p><b>TEMPUR Breeze 22</b></p> <p><b>Jetzt 1'290.-</b> Statt 1'690.-</p> <p><b>TEMPUR</b></p>	<p><b>BICO ClimaLuxe</b></p> <p><b>Jetzt 1'599.-</b> Statt 1'999.-</p> <p><b>bico</b> OF SWITZERLAND</p>	<p><b>riposa SUPERNOVA LUXE</b></p> <p><b>Jetzt 2'050.-</b> Statt 2'450.-</p> <p><b>riposa</b> SWISS SLEEP</p>	<p><b>Superba Excelsior SEP</b></p> <p><b>Jetzt 1'675.-</b> Statt 2'075.-</p> <p><b>superba</b> Für einen guten Tag</p>
---	--	--	---

- Persönliche und unabhängige Fachberatung
- Alle Matratzen zum garantiert besten Preis
- Probeschlafen bei Ihnen zu Hause
- Gratis Lieferung, Montage und Entsorgung

Unsere Fachgeschäfte: Zürich | Bern | Basel | Baar | Chur | Mellingen

www.schlafwohl.ch



## Die Bibel

### Wer sich selbst erhöht

Von Peter Ruch

Am Schluss seiner Rede über Eitelkeit und Eigennutz sagt Jesus: *Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden* (Lukas 14, 11). Der griechische Wortstamm für «erniedrigen» ist schockierend. Er heisst *tapeinós* und bezeichnet einen Menschen von niedriger Wesensart und Gesinnung. Ein solcher ist unbedeutend und schlecht, ja geradezu minderwertig. Im Alten Testament ist es zuweilen Gott selber, der sein Volk oder Einzelne wegen ihrer Untreue erniedrigt. Umgekehrt verleiht er Armen und Elenden ihre fehlende Würde. Gott wird diejenigen erhöhen, die zum Dienst an anderen bereit sind.

Gibt es minderwertige Menschen? Dagegen sträubt sich etwas in uns. Zweifellos gibt es solche, die sich selbst erhöhen. Ein Alleinherrscher, der seine Position dem Umstand verdankt, dass schon sein Papi Präsident war, lässt harmlose Demonstranten über den Haufen schießen. Daraus wuchert ein Bürgerkrieg mit über einer halben Million Toten und mehreren Millionen Flüchtlingen heran. Der Herrscher findet diesen Preis für seinen Machterhalt angemessen. Über die Toten, Vertriebenen und Verwaisten fühlt er sich weit erhaben. Genau er ist gemäss Evangelium ein minderwertiger Untermensch. Ein anderer Machthaber stützt sich auf die Macht seines Papis und Grosspapis. Er nimmt Hungersnöte in Kauf, um moderne Waffensysteme entwickeln zu können. Zwischendurch stelzt er sich durch Hinrichtungen auf. Ein echter Untermensch!

Wer sich befugt fühlt, Menschenleben durch einen Sprengsatz oder sonstwie auszulöschen, hält sich für ein höheres Wesen. Eine Agenturmeldung müsste lauten: «Minderwertige Menschen der Terrormiliz Soundso haben sich zur Tat bekannt.» Es ist nicht unsere Aufgabe, solche Untermenschen, die sich selbst erhöht haben, zu beseitigen, denn: *Mein ist die Rache, ich will Vergeltung üben, spricht der Herr* (Römer 12, 19). Ausser bei Notwehr. Aber ächten sollten wir sie. Das sind wir den Opfern und den Leidtragenden schuldig.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Knorr

## Die Wäsche-Schlawiner

«Es war einmal in Deutschland» erzählt von einer Gruppe jüdischer Hausierer, die nach dem Krieg deutsche Hausfrauen leimen – leider ohne Witz. Von Wolfram Knorr



«Euro-Pudding»: «Es war einmal...».

Da schwant einem nichts Gutes, wenn es mit einer fast endlosen Aufzählung von TV-Sendern, Filmförderungsanstalten und den Ländern Deutschland, Belgien, Luxemburg, die an der Produktion mitwirkten, beginnt. Der Titel des Films «Es war einmal in Deutschland» vom Belgier Sam Gabarski mag an Sergio Leone denken lassen («Once Upon a Time in America»), und die Männer in Mänteln und Schlapphüten, die diesen Eindruck verstärken, lassen auf ein teures historisches Unterfangen schliessen. So weit, so prima.

David Berman (Moritz Bleibtreu), Spross einer Wäschekaufhaus-Familie, ein dandyhaftes Schlitzohr mit Menjoubärtchen und Zigarettenspitze zwischen den Lippen, lebt in einem Frankfurter Durchgangslager und will wieder mit dem Wäschegeschäft anfangen. Die Amis aber verweigern ihm die Genehmigung. Seine Unterlagen seien nicht «sauber». Er habe, wie er später zu seiner Verblüffung erfährt, mit den Nazis kollaboriert. Also bittet er einen seiner jüdischen Kumpels, die Lizenz zu besorgen. Mit einer kleinen Gruppe geht David darauf mit Wäschepaketen hausieren. Die Schlawiner wollen rasch zu Geld kommen, um ins gelobte Land Amerika ausreisen zu können.

Das hätte, mit genauen Beobachtungen der Deutschen und getragen von jüdischem Humor, das Zeug zu einer wunderbaren Komödie. Doch

leider gibt es noch einen Erzählstrang, in dem es um Davids angebliche Nazi-Kumpanei geht. Mehrmals die Woche nämlich muss er der US-Ermittlerin Sara (Antje Trauer) Auskunft geben über seine Zeit im KZ und sein undurchsichtiges Verhältnis zu SS-Leuten, denen er Witze erzählen musste. Weil ihm die Dame nicht glaubt, beginnt er sich in ein aberwitziges Märchen hochzuschrauben. Erst im Bett mit Sara erzählt er, wie es wirklich war. «Dies ist eine wahre Geschichte. Und was nicht ganz wahr ist, stimmt trotzdem», heisst es zu Beginn. Sam Gabarski, von dem jene wunderbar schräge «Irina Palm» mit Marianne Faithful als reichlich skurriler «Arbeiterin» stammt, hätte aus der Vorlage, Michel Bergmanns autobiografischem «Teilacher» (jiddisch für Hausierer), eine bitterböse Farce machen können, doch es ist zu vermuten, dass die vielen Produktionsköche das Gericht immer geschmacksärmer werden liessen.

Das Trauerspiel fängt schon mit dem Dekor an, den Strassen, Fassaden und Statisten, die auf alt und schmutzig gemacht, irgendwie nur putzig wirken. Schlimmer sind die jüdischen Gruppen, die ohne jedes Charakterprofil wie Trabanten um David kreisen, und die Hausfrauen, die völlig nichtssagend bleiben. Gabarskis «Es war einmal in Deutschland» ist amorph, ohne eine Handschrift, einen Stil, eine spürbare ästhetische Konzeption. Alles wirkt seltsam neu-

tral, statisch, ohne Entwicklung, auch ohne Höhepunkte. Bleibt nur Bleibtreu, der sichtlich mit Vergnügen spielt, aber einfach nicht gefordert wird. Das kommt eben raus beim «Euro-Pudding». ★★★☆☆



Gewagt, aber höchst aufregend: «Une vie».

**Une vie** — Guy de Maupassant gehört zu den meistverfilmten Schriftstellern des 19. Jahrhunderts. Sein populärster Roman, «Une vie», wurde dreimal inszeniert. Am bekanntesten ist die Version von Alexandre Astruc mit Maria Schell (1958). Nun gibt es eine weitere von Stéphane Brizé («La loi du marché»), die sich ziemlich an die Vorlage hält und das Maupassant-Prinzip – völlig unparteiisch zu beobachten, ohne zu moralisieren – aufs Filmische überträgt und das Schicksal der gebeutelten Heldin Jeanne (Judith Chemla) fast dokumentarisch, mit Handkamera und Grossaufnahmen, erzählt. Das ist gewagt, aber höchst aufregend, und der Film entfaltet so eine suggestive Kraft. ★★★☆☆



Horror-Wickelwerk: «Mummy».

**Mummy** — Die «Mumie» ist seit dem Debüt 1932 das beliebteste Horror-Wickelwerk des US-Kinos. Die jüngste Variante wurde auf dem Altar des Wahnsinns geopfert. Eine verwesungsgeile Prinzessin ist messerscharf auf die Mimen-Mumie Tom Cruise, und Russell Crowe ist Dr. Jekyll, mit Grabesstimme. ★★★☆☆

**Wonder Woman** — Im mythischen Arkadien leben die Amazonen mit der schönen Prinzessin Diana (Gal Gadot) wie in Heidi Klums «GNTM»-Gehege. Als der Pilot Steve (Chris Pine) bei ihnen notlandet und vom schrecklichen Krieg erzählt, ist Diana mit Steve mal weg, draussen, wo der



Jagd durch Absurdistan: «Wonder Woman».

Erste Weltkrieg tobt. Im Wonder-Woman-Outfit karriert sie auf der Jagd nach Kriegsgott Ares durch Absurdistan. Regisseurin Patty Jenkins («Monster») zieht alle Register des Superhelden-Genres, auch in Sachen Humor. ★★★☆☆

### Knorrs Liste

1	Miss Sloane Regie: John Madden	★★★★★
2	Sage femme Regie: Martin Provost	★★★★★
3	20th Century Women Regie: Mike Mills	★★★★★
4	Guardians of the Galaxy Regie: James Gunn	★★★★☆
5	Churchill Regie: Jonathan Teplitzky	★★★★☆
6	Pirates of the Caribbean 5 Regie: J. Rønning / E. Sandberg	★★★★☆
7	Alien: Covenant Regie: Ridley Scott	★★★★☆
8	Mummy Regie: Alex Kurtzman	★★★☆☆
9	King Arthur: Legend of the... Regie: Guy Ritchie	★★★☆☆
10	Baywatch Regie: Seth Gordon	★★★☆☆

presented by

**SWISS CASINOS**

Pfäffikon SZ · St. Gallen · Schaffhausen · Zürich

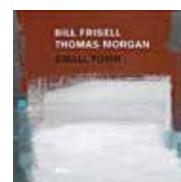
## Jazz

### Der lange Weg nach innen

Von Peter Rüedi

**B**ill Frisell, unter allen grossen zeitgenössischen Jazzgitarristen der Klangmalerei schlechthin, hat über die Jahre seinen eigenen, ganz unverwechselbaren Sound entwickelt. Man kann ihn nur paradox umschreiben als verstörten Wohlklang, den dieser Meister der vergifteten Idylle in seinen sehr amerikanischen Pop-Art-Panoramen bis an die Schmerzgrenze ausreizt. Amerikanisch ist er nicht wie New York oder San Francisco, sondern so, wie ich mir den Mittleren Westen vorstelle. Und weil er wie kaum ein Musiker Bilder evoziert oder ganze Panoramen, dürfen wir an Malerei mit der Aura eines Edward Hopper denken. Frisell studierte unter anderem im Berklee College of Music bei Jim Hall, diesem Feingeist der Jazzgitarre, und seine Konversion von der Klarinette zur Gitarre löste die Begegnung mit Wes Montgomery aus. Aber mehr als diese Prägungen durch Hardcore-Jazz sind in seinem Spiel Country- und Western-Einflüsse nachzuweisen, freilich verwandelt in eine ganz eigene gitarristische Grammatik. Sein grosser Kollege John Scofield sagt von ihm, er «transzendiert die Gitarre». Ebenso transzendiert, verwandelt er die Banalität seiner Vorlagen.

Sein Verhältnis zu Nashville ist keineswegs durch Ironie bestimmt. Frisell ist auch ein mit allen Wassern gewaschener Jazzgitarrist, der, etwa in der Zusammenarbeit mit John Zorn, auch laute Register zieht. Aber vor allem ist er ein melomaner Lyriker, einer, der seine Wege Schritt für Schritt im Nebel sucht und die inneren Resonanzen seiner Songs auslotet. Das ergibt, mit so viel Finesse gearbeitet, grosse Kunst. Der Bassist Thomas Morgan, mit dem sich Frisell im New Yorker «Village Vanguard» im Duo auf diesen Weg nach innen machte, ist dabei ein idealer Partner. Der traumwandlerische Dialog geht nur einmal explizit von einem Country-Song aus («Wildwood Flower»), aber auch Frisells Titelstück «Small Town» verrät solche Assonanzen, sogar die grossen Balladen, eine Hommage an den verstorbenen Partner Paul Motian und eine an Andrew Cyrille, sind, wie die Kindheitserinnerung «Goldfinger», davon affiziert. Leise, grosse Musik.



Bill Frisell / Thomas Morgan: Small Town. ECM 2525 574 6341



Thiel

## Suizid

Von Andreas Thiel

**Sozialer:** Es hat sich schon wieder einer erschossen.  
**Liberaler:** Steht es nicht jedem frei, sich das Leben zu nehmen?

**Sozialer:** Vielleicht wäre es vermeidbar gewesen.

**Liberaler:** Willst du den Freitod etwa auch noch einem amtlichen Bewilligungsverfahren unterziehen?

**Sozialer:** Na ja, vielleicht einfach nur die Hürde etwas erhöhen.

**Liberaler:** Du willst den Suizidenten das Leben erschweren?

**Sozialer:** Ich möchte nicht, dass sich Leute umbringen müssen.

**Liberaler:** Von Müssen kann keine Rede sein.

**Sozialer:** Du verstehst nicht. Ich will verhindern, dass sich Menschen das Leben nehmen.

**Liberaler:** Wie denn? Indem du Suizid unter Strafe stellst?

**Sozialer:** Ich möchte bloss den Zugang zu Waffen erschweren.

**Liberaler:** In keinem anderen Land haben so viele Menschen eine Waffe zu Hause. Und in keinem anderen Land werden damit so wenige Verbrechen verübt.

**Sozialer:** Aber der jüngste Suizid wurde mit einer Dienstwaffe verübt.

**Liberaler:** Willst du eine Gewissensprüfung einführen für alle, die nicht bereit sind, freiwillig den Militärdienst zu verweigern?

**Sozialer:** Ich will bloss verhindern, dass sich jemand mit seiner Dienstwaffe tötet.

**Liberaler:** Und wenn einer vor den Zug springt, verbieten wir die Züge...

**Sozialer:** Jetzt wirst du sarkastisch.

**Liberaler:** Ganz und gar nicht. Wenn einer sich mit seiner Dienstwaffe tötet, ist das um einiges verantwortungsvoller, als wenn er vor den Zug springt. Wenn man die vielen Selbstmörder, die vor einen Zug springen, mit den wenigen vergleicht, die sich mit der Dienstwaffe richten, könnte man denken, dass Dienstverweigerer nicht nur depressiver sind, sondern auch verantwortungsloser.

**Sozialer:** Dein Zynismus ist inhuman.

**Liberaler:** Wenn du Liberalismus mit Zynismus verwechselst, womit verwechselst du dann Humanismus?

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Mit Fleiss und Lernfähigkeit

Im «Baur au Lac» lud Gigi Kracht zur jährlichen Ausstellung «Art in the Park». Die Gästeliste war wie immer gut. Von Hildegard Schwaninger

Vor über fünfzehn Jahren an einem strahlenden Sonntag stand Gigi Kracht, die Frau von «Baur au Lac»-Besitzer Andrea Kracht, mit dem kolumbianischen Skulpteur Fernando Botero auf einem der Hotelbalkone, man blickte auf den See, und Botero sprach: «Dieser herrliche Park da unten, hier müsste man Kunst ausstellen.» Das war die Initialzündung für «Art in the Park», die jährliche Kunstausstellung im Garten des «Baur au Lac». Dieses Jahr findet sie zum fünfzehnten Mal statt; immer am Sonntag vor Eröffnung der Art Basel, wenn alle Grössen der internationalen Kunstwelt in der Schweiz sind, bittet Gigi Kracht zur Vernissage.

Letzten Sonntag herrschte Bruthitze, gleichzeitig mit der Vernissage fand der Tennismatch Stan Wawrinka gegen Rafael Nadal statt, weswegen normalerweise die ganze Schweiz vor dem Fernseher sitzt, dennoch kamen 290 Gäste (die 88, die vorher schon beim Lunch waren, nicht mitgerechnet) an die Vernissage. Es war zahlenmässig ein neuer Rekord. Die Gäste kommen gern, weil das «Baur au Lac» ein schöner Ort ist, der Champagner erstklassig; Andrea Kracht lässt das beste Fingerfood auffahren, ausserdem ist die Gästeliste gut, man sieht immer Leute, die man gerne trifft. Von der Kunst her gab es dieses Jahr keine Highlights. Eine Skulptur von Juan Miró ist der erste Eyecatcher, wenn man den Park betritt, sie heisst «Souvenir de la Tour Eiffel», ist etwas düster, haut einen also nicht um. Dann Skulpturen von Allen

Jones (eine kostet 25 000 Franken, Auflage: 481 Stück). Daneben eine von Mel Ramos (ja, der mit den nackten Mädchen im Cinzano-Glas) für 500 000 Franken (Auflage: 3). Eine Skulptur stammt von Sylvester Stallone, zwei von Sophia Vari (Ehefrau von Botero), eine von Rotraut (Witwe von Yves Klein). Also eine etwas zusammengewürfelte Werkschau, aber im Park des «Baur au Lac», auf der grünen Wiese mit dem alten Baumbestand, macht sie sich gut. Gigi Kracht ist Kunsthändlerin; alles, was hier ausgestellt ist, kann man kaufen.

Vor der Vernissage für alle luden Andrea und Gigi Kracht ein paar handverlesene Gäste (88) zu einem Lunch in den «Pavillon», das Mittagessen begann um 12 Uhr, es endete erst um 15.15 Uhr. Es war also angeregt. Samir, der Sohn von Gigi Kracht aus einer früheren Ehe, war extra aus London angereist, er ist dort Senior Creative Director einer Werbefirma; Muki, die Tochter von Gigi und Andrea Kracht, die Special Event Executive bei der Aman-Hotelgruppe ist, war da, ohne ihren Freund Raoul-Edgar Paltzer (die beiden kennen sich vom Internat Le Rosey), der durch seine Eltern Gabriele und Edgar Paltzer (Rechtsanwalt) gut vertreten war. Weiter Lindt-&-Sprüngli-Präsident Ernst Tanner mit Renate, Corinne Gautier, Unternehmer Peter und Bea Blum, der südafrikanische Skulpturensammler und Unternehmer Tom Lines (Quercegen), Kenny Schachter, Ehemann von Marc-Rich-Tochter Ilona, Unternehmer Beat Curti mit Regula. Beat Curti (immer noch an



Fast verliebt

## Endgegner

Von Claudia Schumacher

Ist schräg, wenn dich der kleine Bruder einer Freundin auf einer Party anmacht», sagt Céline und lächelt milde, ihr Bier scheint golden in der Zürcher Feierabendsonne. «Obwohl er ausgewachsen und volljährig ist,

denkst du nur: «Was für ein Küken!» Während Céline der Frage nachgeht, ob Sex mit Männern, die man nicht ernst nimmt, mehr Vor- oder mehr Nachteile hat, freue ich mich, dass sie zumindest mal über etwas anderes redet als Nick, Nick, Nick.

Ich fühle mich schuldig. Wäre Céline nicht mit mir auf Facebook befreundet, hätte Nick nicht meine alte Schulfreundin Samira kennengelernt. Sie ist sein Gegenteil: erfolgreich, kontrolliert, selbstdiszipliniert. Eigentlich kann Samira niemand leiden – was Nick wiederum nicht kratzen muss: Er ist beliebt genug für zwei, der schöne Nick. Jedenfalls legte er es darauf an, Samira kennenzulernen. Aus einer losen virtuellen Verbindung über mehrere Ecken wurde eine Fahrt nach München, wo sie lebt. Céline und Nick sind hingegen Geschichte.

Céline hat sich nach der Trennung die Haare kurz geschnitten und wieder mit dem Rauchen angefangen. Während ich sie beim genüsslichen



Andrea Kracht, Gattin Gigi, Tochter Muki.



Angeregt: Lunch im «Baur au Lac».



R. Armstrong, B. Rudin DeWoody, G. Kracht, E. Lam.

Krücken seit seiner Hüftoperation nach einem Skiunfall) erhob sich spontan und hielt eine kurze Tischrede. Er brachte die Sache auf den Punkt: Am Anfang, meinte er, habe niemand die Kunstbestrebungen der Frau Kracht ernst genommen, ihre Ambitionen für die Freizeitbeschäftigung einer Leisure-Lady gehalten, dann habe sie sich aber mit Fleiss, Lernfähigkeit und Power durchgesetzt und etwas geschaffen, dem man heute seine Bewunderung zollen müsse.

Gigi Krachts Lunch-Gäste waren eine ziemlich zahlungskräftige Klientel, nicht nur, weil sie ihnen Kunstwerke verkaufen will, vor allem möchte sie sie gewinnen als Freunde des Guggenheim-Museums. Gigi Kracht ist Präsidentin der «Friends of the Guggenheim Museum» und sucht neue Mitglieder. Der Jahresbeitrag beträgt 25 000 Franken. Dass sie zurzeit in der Schweiz auf potenzielle «Friends» hofft, hat mit einer der nächsten Ausstellungen zu tun. Das Guggenheim New York macht im Sommer 2018 eine grosse Giacometti-Ausstellung. Gigi Kracht: «Da wir alle Schweizer sind und Giacometti einer der wichtigsten Schweizer Künstler, kann ich mir vorstellen, dass es Interessenten gibt.» Ursprünglich ist Gigi Kracht Philippina, sie arbeitete in der Hotellerie, im Hotel «Plaza Athénée» in New York hat sie Andrea Kracht kennengelernt, der dort junger Trainee war. Sie ist eine Powerfrau, sie hat sich in den Kopf gesetzt, in der Kunstwelt eine Rolle zu spielen. Heute sitzt sie im Board des Guggenheim-Museums, gehört zu den Zuständigen für Museumsankäufe. **Richard Armstrong**, der Direktor der Guggenheim-Museen weltweit, war auch beim Lunch im «Baur au Lac».

#### Im Internet

[www.schwanagerpost.com](http://www.schwanagerpost.com)

Ausüben ihres alten Lasters beobachte, kommt mir die Endgegner-Theorie in den Sinn, die mein Cousin Maxim – Experte für alle Belange des Paarungswesens – einst nach dem dritten Bier entwarf. Die Endgegner-Theorie ist der Sphäre des Videospiele entlehnt: Hat man sich erfolgreich Level für Level weiter nach oben gespielt, trifft man auf der letzten Stufe seinen Endgegner.

Bei diesem handelt es sich um einen Gegner, der kaum zu schlagen ist. Wenn überhaupt, dann nur bei vollster Ausschöpfung des eigenen Potenzials, denn prinzipiell ist der Endgegner überlegen. Das Spiel gegen ihn ragt in jeder Liebesbiografie heraus: In den seltenen Fällen, in denen es gewonnen wird, kommt es zu Eheschliessungen – was man keinem wünschen kann. Denn der eigentlich unterlegene Spieler wird zeit seines Lebens in grosser Kurzatmigkeit damit befasst sein, dem angetrauten Endgegner

das Wasser zu reichen. Heilsamer ist es, gegen seinen Endgegner zu verlieren – so weh das in der Liebe auch tut. Aus der Niederlage lässt sich lernen. Zum Beispiel, wer man ist und wie man sich nicht übernimmt. Eventuell gelingt es dann beim nächsten Paarungsversuch, den Partner auf Augenhöhe zu finden.

«Das Gute am Rauchen ist, dass ich gar nicht mehr so hungrig bin», sagt Céline, die in letzter Zeit weniger Sex hat als in der Amour fou mit Nick, der wenigstens eines konnte, und Céline begrüsst das auch deshalb, weil es Kalorien verbrannte. So gibt es für alles eine Lösung, und die Zigaretten sind zumindest gesünder für Céline als Nick, denke ich. Mittelfristig dürfte Nick mit seinem Verrat ohnehin den Kürzeren gezogen haben. Dass Samira seine Endgegnerin ist, weiss längst jeder. Ausser ihm, natürlich.



Unten durch

## Schadensersatz

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du legst im Büro eine Seite auf den Kopierer, und es eilt natürlich, aber unten kommt keine Kopie raus, sondern ein weisses Blatt mit etwas drauf, das aussieht wie Arabisch. Die Tintenpatrone ist leer, und obwohl du wirklich im Zeitdruck bist, zögerst du einen Moment, eine neue Patrone zu holen und sie einzusetzen. Denn warum musst eigentlich immer du das tun? Anscheinend glauben deine Kollegen, dass du nichts Besseres zu tun hast, als dauernd für sie die Patronen zu wechseln! Aber jetzt reicht's! Diese Faulpelze sollen die Patrone jetzt mal selber wechseln. Unten in der Vertriebsabteilung steht auch ein Kopierer, also gehst du runter und kopierst dein Dokument dort, allerdings unter den Augen eines Vertrieblers, der dir mit einer Kaffeetasse in der Hand eine Weile zuschaut und dann sagt: «So so, deshalb ist also bei uns die Druckpatrone immer so schnell leer. Habt ihr bei euch in der Rechnungsabteilung keinen eigenen Kopierer? Ich hab nämlich keine Lust, dauernd die Patrone zu wechseln.» – «Ich auch nicht», sagst du, «deshalb bin ich ja hier.»

Der Vertriebler behauptet, er habe in den vergangenen zwei Monaten zehn Mal die Patrone gewechselt, weil seine Kollegen sich offenbar zu fein dafür seien. Du sagst, dass du das Problem kennst, denkst aber, dass er masslos übertreibt: Zehn Mal in zwei Monaten, das kann doch nicht stimmen. Du bist froh, dass er nicht in deiner Abteilung ist, du magst Leute nicht, die immer glauben, dass sie die Einzigen sind, die den Betrieb in Schuss halten. Als du wieder oben in deinem Büro bist und dich nach der Kopierstrapaze zur Erholung in eine Toilettenkabine zurückziehst, um ein bisschen zu lesen, hörst du zwei Kollegen hereinkommen. Es plätschert, und der eine sagt: «Wer kauft immer Kaffeerahm? Ich. Wer wechselt immer als Einziger die Druckerpatrone? Ich! Da kommt man sich doch einfach nur noch blöd vor. Aber ich sag dir eins, nächstes Mal, wenn ich kopieren muss und die Patrone ist leer, kopier' ich mein Zeug oben in der Rechtsabteilung.» Der andere sagt: «Unten im Vertrieb haben sie auch einen Kopierer. Dort geh ich jeweils hin, wenn die

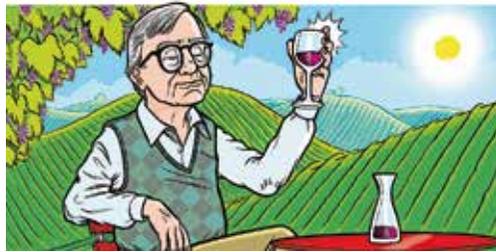
>>> Fortsetzung auf Seite 64

»» Fortsetzung von Seite 63

Patrone leer ist.» Dieses Gespräch ist schon gespannt genug, aber dann blätterst du in der Illustrierten, die du liest, eine Seite weiter und stösst auf einen Bericht über ein neues Phänomen, das amerikanische Forscher jetzt untersucht haben: das «Printer Cartridge Syndrome». In dem Bericht steht, dass immer mehr Leute das Gefühl haben, dass sie die Einzigen sind, die die Druckerpatrone wechseln. In Baltimore hat der Angestellte einer Warenhauskette seine Kollegen, die sich mit ihm seit zwanzig Jahren einen Kopierapparat teilen, auf Schadensersatz verklagt, weil er mittlerweile fünf Monate seines Lebens mit dem Wechseln von Tintenpatronen verbracht hat. Der Mann macht geltend, dass er, wenn er diese Zeit an seinem Arbeitsplatz hätte verbringen können, zum Abteilungsleiter befördert worden wäre.

Aus dieser Sicht hast du die Sache noch gar nie betrachtet, du bist einfach viel zu gutmütig! Deine sogenannten Kollegen, die nie die Patrone wechseln, klauen dir Lebenszeit, und du stellst nicht mal Rechnung dafür! Am nächsten Tag gehst du zum Kopieren rauf in die Rechtsabteilung und fragst die Dame, die vor dir mit Kopieren dran ist, wie hoch sie die Chancen für eine Schadensersatzklage wegen Lebenszeitdiebstahls einschätzt. Sie sagt: «Das ist ein origineller Versuch, mit mir ins Gespräch zu kommen! Aber vielleicht könnten Sie mein Herz gewinnen, wenn Sie eine neue Druckerpatrone holen. Ich hab's allmählich satt, sie immer selbst wechseln zu müssen.» Du sagst: «Kommt nicht in Frage!», und gehst zum Kopieren in den Copy-Shop im Hauptbahnhof, und als dort die Tintenleerstandsanzeige blinkt, schreist du durchs ganze Geschäft: «Ihr kriegt mich nicht klein!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

## Syrah vom Rotten

Von Peter Rüedi

Es gibt mehr Wein zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen lässt, auch im Wallis, auch in Salgesch, allwo die dortigen Pinots von fünf ausgewählten Produzenten Thema einer Reportage im *Weltwoche*-Spezialheft «Wein und Genuss» (Nr. 16/17) waren. Natürlich gib es mehr als fünf Kellereien in Salgesch, die der Erwähnung wert sind, und selbstverständlich wird im Weindorf an der Sprachgrenze noch anderes produziert als Pinot noir. Im Gegenteil: Wenn nicht alles täuscht und der Klimawandel wirklich einer ist (woran weltweit kein Winzer zweifelt), ist die burgundische Traube unter Druck wie die Walliser Gletscher. Sie liebt eher kühle Zonen.

Selbst in den berühmtesten Pinot-Lagen der Côte de Beaune und Côte de Nuits befürchtet man, die Sommer könnten zu heiss werden für die kapriziöse Sorte. Erst recht im Wallis. Da wandern die privilegierten Lagen für die Pinot noir zusehends ab in höhere und weniger nach Süden ausgerichtete Lagen, und Winzer suchen nach alternativen Sorten wie der autochthonen Cornalin (dem alten «Landroten»)

oder der Syrah, die längst nicht mehr nur die Spezialität der nördlichen Rhone ist (Hermitage, Côte Rôtie), sondern sich im ganzen Süden geradezu explosionsartig ausgebreitet hat. Aber eben auch oberhalb des Genfersees, an der nördlichsten Rhone, wo der Fluss «Roten» heisst, mehr und mehr Fuss fasst.

### Eine Frage des Klimas

Simon Maye & Fils, Jean-René Germanier («Cayas»), Denis Mercier sind längst für ihre Syrahs berühmt (wenigstens unter Insidern). Wenn sie von ihnen als «Côtes-du-Rhône supérieures» sprechen, meinen sie das keineswegs nur ironisch. In diese Kategorie gehört der Salgescher Syrah der Familienkellerei Gregor Kuonen, eines eher jungen (Gründung 1979), aber präzis geführten Betriebs. Er ist kein Hermitage, schon gar kein australischer Shiraz, er hat seinen eigenen Charakter (oder Walliser Dickschädel). Aber seine Würze, sein muskulöser Körper, seine Eleganz und Komplexität und die acht bis zehn Monaten im Eichenfass geschuldete Struktur sind mehr als bemerkenswert, ganz zu schweigen vom Preis.

Der Klimawandel verlangt von den Winzern namentlich in den gemässigtsten mitteleuropäischen Zonen Intelligenz und Flexibilität. Gut möglich, dass in ein paar Jahrzehnten die nördliche Pinot-Grenze in Südengland oder gar im südlichen Skandinavien verläuft. Bis da sind noch ein paar Jahre hin, noch macht Kuonen auch gehaltvolle Pinots noirs (einen Vieux Salquenen und einen Non filtré) wie andere in Salgesch. Allein, die Zukunft gehört dem «Côte-du-Rhône supérieure», dem Syrah vom Rotten zum Beispiel. Solang nicht auch er Opfer eines Jahrhundertfrosts wird wie dieses Jahr.

Gregor Kuonen Caveau de Salquenen  
Syrah Grandmaitre Barrique 2015. 14,4%.  
Fr. 29.50; www.gregor-kuonen.ch

DIE WELTWOCH

# Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen:

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)

Telefon 043 444 57 01

Probe-Abo  
8 Ausgaben  
nur Fr. 38.-





## Motorrad

# Meine Töffsaison (II)

Warum im Kampf gegen Verkehrsideoten nur das Beheben der eigenen Mängel etwas hilft. Von David Schnapp und Manuel Rickenbacher (Foto)

Die meisten Verkehrsteilnehmer halten ja alle andern Verkehrsteilnehmer für einigermaßen unfähig. Der geniale Kolumnist Harald Martenstein hat es im *Zeit-Magazin* einmal so formuliert: «Das ist erkenntnistheoretisch doch unhaltbar, zu denken, alle anderen seien Idioten, nur man selber sei keiner.» Martenstein zitiert im Weiteren den Philosophen Odo Marquard und dessen Definition vom Menschen als «Mängelwesen». Das lässt sich

sehr gut auf die eigenen Fähigkeiten hinter dem Steuer oder Lenker übertragen.

### Alles sitzt

Einigen Velofahrern ohne Führerschein könnten ein paar Stunden Unterricht von Strassenverkehrsregeln zwischendurch nicht schaden, und nicht alle Autofahrer gehören automatisch zu den besten ihrer Art, nur weil sie beim gemütlichen Grillabend über all die Linksfahrer- und Nicht-blinken-beim-Abbiegen-Idioten schimpfen.

Nochmals anders ist es bei uns Töfffahrern. Da gibt es die routinierten, die bei Wind und Wetter unterwegs sind. Oder die Wiedereinsteiger, die es nochmals versuchen wollen. Oder es gibt die Neulenker wie mich, die im reiferen Alter entschieden haben, jetzt auch noch das Töfffahren anzugehen.

Auf meiner BMW R nineT fällt es mir zwar leicht, die schwere Maschine sicher von A nach B zu bewegen. Aber so locker bin ich dann auch wieder nicht, damit mir noch Zeit bliebe,

mich über Verkehrsideoten aufzuregen. Es steht fest, dass es noch gewisse Aspekte des Töfffahrens gibt, die ich verbessern könnte. Ich habe mich deshalb für einen sogenannten Moto-Basiskurs beim TCS angemeldet. Auf der R nineT sitze ich zwar fast so gut wie der neue, ultraleichte Jet-Helm aus echtem Carbonfaser-Material von IXS (Grösse XL, Fr. 239.–) auf meinem Kopf, aber es gibt immer noch etwas zu verbessern.

Mit einem gutgelaunten, geduldigen Instruktor namens Mark und einer Gruppe anderer Motorradfahrer mit zwei bis dreissig Jahren Strassenerfahrung geht es einen Tag lang um Kurventechnik, Bremswege und Balance. Und so banal manche Übungen auf den ersten Blick scheinen mögen – Vollbremsung bei 60, 70 km/h, drei Runden links und dann rechts herum im Kreis fahren –, so effektiv sind sie im Hinblick auf das Ziel, beim Töfffahrer als «Mängelwesen» Verbesserungen herbeizuführen. Nützlich ist etwa die Information, dass die Haftung der Reifen bei einsetzendem Regen und zuvor trockenem Wetter noch 20 bis 30 Prozent beträgt, bei längerem Niederschlag aber auf 60 bis 70 Prozent ansteigt.

Am Ende des Tages bin ich überzeugt, der bessere Motorradfahrer zu sein als noch acht Stunden zuvor. Ein kleines gelbes Zertifikat bescheinigt mir, ich würde «in Zukunft mit Sicherheit besser fahren».

### BMW R nineT ABS

Leistung: 222 PS/81 kW, Hubraum: 1170 ccm  
 Höchstgeschwindigkeit: 220 km/h  
 Preis:  
 Fr. 16 250.–



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich als Deutscher in der Schweiz für das Auftreten mancher Deutscher in der Schweiz fremdschämen?

*Holger Baumann, Baar*

Darf? Das muss man sogar. Schliesslich ruiniert der Rüpel all die eigenen, langjährigen Bemühungen, den Schweizern zu zeigen, dass Deutsche auch anders sein können: nett, höflich und zuvorkommend. Also beinahe schweizerisch. Schämen ist freilich das falsche Wort. Bei mir weckt so ein Deutscher den Deutschen in mir: Ich werde zornig, laut und aggressiv.

*Wolfgang Koydl*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Wenn wir so weitermachen, verlieren wir Noch-Schweizer unsere ursprüngliche Eigenständigkeit und Identität.» *Luki Sutter*

### Man rechne

Nr. 25 – «Vier Millionen für eine Hängematte»; Philipp Gut über die Kosten der Asylanten

Gemäss Ihren Ausführungen kostet uns ein alleinstehender Flüchtling/Sozialhilfebezüger ungefähr 5000 Franken pro Monat (Grundbedarf plus situationsbedingte Leistungen). Nicht eingerechnet sind die Integrationsmassnahmen sowie die Kosten des ganzen Asylapparates. Ich, 58-jährig, arbeite zu 100 Prozent, seit ich 15-jährig bin (mit Ausnahme eines einjährigen Sprachaufenthaltes in England). Ich habe einen Sohn grossgezogen (ohne einen einzigen Tag bezahlten Mutterschaftsurlaubs!), ich betreue meinen pflegebedürftigen Mann und kümmerge mich um meinen demenzen Vater sowie um meine 88-jährige Tante. Meine projizierte Altersrente mit 64 wird 2364 Franken betragen (jedes Jahr weniger!), dazu werde ich – wenn ich Glück habe – die Hälfte der vollen AHV-Eheparrente erhalten (1762 Franken). Man rechne: Macht total im besten Fall 4126 Franken. Es kann doch nicht sein, dass jemand, der nicht eine einzige Minute hier gearbeitet hat, mehr erhält als jemand, der fast fünfzig Jahre erwerbstätig war. Wann wachen Bundesrat und das Schweizer Volk endlich auf? *Lisa Wirz, Wilen*

Nachdem ich diesen Beitrag gelesen hatte («Die Schweiz finanziert vielen Flüchtlingen den gesamten Lebensunterhalt»), konnte ich eine Nacht kaum mehr schlafen. Müssen wir die ganze Welt retten? Wenn wir so weitermachen, verlieren wir Noch-Schweizer unsere ursprüngliche Eigenständigkeit und Identität. Diese neuen «Schweizer» werden uns in einigen Jahren erklären, wo es hingehet mit unserer Demokratie. «Globalisierung», «Integration», «humanitär» – ich kann es kaum mehr hören. Was uns und unseren Kindern die linken und Mitte-links-bürgerlichen Politiker verantwortungslos eingebrockt haben, wird in einem finanziellen Desaster enden. Ihr Multikulti-Gedankengut lässt sich beim

besten Willen nicht mit sozialer Gerechtigkeit verbinden. *Luki Sutter, Wettswil*

### Nostalgisches Wehklagen

Nr. 25 – «Gelber Filz»; Hubert Mooser über die CVP und den Abbau von Poststellen

Wenn Wirte ihre Gasthäuser mangels Umsatz schliessen müssen, geschieht dies meistens still und leise. Wenn nun aber defizitäre Poststellen mangels Kundschaft schliessen, geht in der Bevölkerung ein Sturm der Entrüstung los! Dabei baut die Post ihren Service public sogar noch aus, indem sie ihre Dienstleistungen im Dorfladen anbietet. Und in den Gemeinden, die keinen Dorfladen mehr vorweisen können, bietet die Post den Heimservice an. Was also soll dieses nostalgische Wehklagen für eine romantisierte Post des letzten Jahrhunderts? Das Zeitalter von Postkutsche und Posthorn ist definitiv vorbei.

*Konrad Rüegg, Ebnat-Kappel*

### Abtretende Historikergeneration

Nr. 22 – «Die meisten durften rein»; Rico Bandle über die Schweizer Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg

Die langsam abtretende Historikergeneration der Nachkriegszeit versucht in diesem Fall durch Beharren auf früheren Aussagen, sich nochmals kurzfristig zu profilieren. Dass aber zwei ihrer Exponenten der *Weltwoche* eine Stellungnahme verweigern, zeigt, dass sie ihrer Sache nicht mehr sicher sind und man über kurz oder lang das Verhalten der Schweiz aus grösserer Distanz und damit fairer beurteilen wird. *Gustav Dändliker, Therwil*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

## Urteilspublikation zugunsten von Rudolf Matthias Elmer

Der Kläger Rudolf Matthias Elmer und die Beklagten Alexander Baur, Roger Jörg Köppel und *Weltwoche* Verlags AG haben vor dem Obergericht des Kantons Zürich ein Berufungsverfahren (Zivilprozess) betreffend Persönlichkeitsverletzung geführt. Dabei war unter anderem die in der *Weltwoche* vom 26. Januar

2011 im Artikel «Ein schlechter Informant» zitierte Äusserung des Autors Alexander Baur zu beurteilen, wonach der Kläger Bankkundendaten an Neonazi-Gruppen weitergegeben habe. Das Obergericht des Kantons Zürich beurteilt diese Äusserung als widerrechtliche Verletzung der Persönlichkeit des Klägers.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
	11						12		13	
14					15					
16							17			
18							19			
			20	21	22			23	24	25
		26	27					28		
29	30	31			32		33		34	
35			36		37			38		
	39						40			41
42							43			
	44				45					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Bequemer Halbschuh

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Schwergewicht im städtischen Verkehr. 5 Das Gebirge findet man im Nachschlagewerk. 11 Die Stadt an der Spitze der Wüste Negev. 12 Ohne ihn gibt's keinen Widerspruch. 14 Brauchen Kinder, Künstler und Ganoven. 15 Sie aus Afrika, gemäss einer veralteten Rassentheorie. 16 Die unheilbare Störung erfordert Unterstützung. 17 Zwei aus jenem Land: George Bernard Shaw und Samuel Beckett. 18 Man kann hier sagen: in der Mehrzahl der Fälle. 19 Jacques, ohne seinen Monsieur Hulot undenkbar. 20 Wohl ein Fernsprecher, doch nicht nur für Phrasendrescher. 23 Platzsparendes Familienunternehmen. 27 Die Wirtin „Zum goldenen Lamm“ hatte in der Operette von Genée einen Namen. 28 Kein Biedermann, sondern kaiserlicher Brandstifter. 29 Mündlich geht's dann auch so. 32 Bei ihr gilt: richtige Jahreszeit gleich Tätigkeit. 34 Auf den Ausruf der Spanier reagieren teils auch Schweizer. 35 In der Schweiz dauert der Grenzwert minimal länger. 37 Die Hand wirkt so dann zerstörerisch. 39 Was ein solcher Glaskasten nicht alles präsentiert. 40 Schon eher intim, und also nicht fürs breite Publikum. 42 Solche Männer erscheinen manch einem herrisch. 43 Weder Gunther noch Giselher, aber auch ein Burgunderkönig. 44 Aussehen, ganz und gar modern. 45 Einer aus dem „Siebengestirn“ der persischen Dichter (neben Hafis, Rumi etc.).

**Senkrecht** — 1 Auch heute ein Outfit ohne Wenn und Aber. 2 Region Latium: Stadt, Provinz und Bistum mit gleichem Namen. 3 Stimmlich bewegt er sich in höchsten Höhen. 4 Nichts von Diät, da geht es um Zunahme. 6 Zielmarkierungen, wie man sie in England kennt. 7 Frutigers Schriften sind weltberühmt, sein Vorname ist es nicht. 8 Stadt in Anatolien, einst ein Bischofssitz (1858-1915). 9 Was für Briten der *dice*, war er für Römer. 10 Hafenstadt in Marokko mit dem „Schweizer Viertel“. 13 Sind von nicht eben alltäglicher Abstammung. 14 Das der Männer war mit einer Weste vergleichbar. 15 Winklige Vertiefungen. 19 Gibt dem Kopierpapier Farbe. 21 Ausdauernde Wortsprache von anno dazumal. 22 Intellektuelles Tun, das nach Ergebnissen strebt. 24 Gleich ein Mehrfaches des göttlichen Eros. 25 Ob Kuba oder Mexico, da schwingen Lateinamerikaner ihr Tanzbein. 26 Spanische Könige: Da war mal jener I. und II. von Aragón und II. und III. von León. 28 Was zählt ist der Ausdruck unter dem Bruchstrich. 30 Dank Charlie aus Spanien konnten viele lachen. 31 Spanier tun sich mit unserem Hohlmass von einem Kubikdezimeter schwer. 33 Eurasisches Huftier mit rüselartiger Nase und Hörnern. 36 Unsterbliche Fernsehserie mit diesem Star. 38 Wie sich Hadria aus der Antike heute präsentiert. 41 Fernsehen mit viel Nachrichten.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 521**

A	B	S	T	R	A	K	T	A	F	A	O				
A	P	R		H	A	L	I	E	N	B	A	D	I		
S	I	E	G	E	S	T	O	R		I	L	I	O	N	
S	A	N		B	I	E	N	E	N	S	T	O	C	K	
U		N	D	E	N	I		N			E	S	E	L	
A	S	E	A	N		S	A	C	H	E	N		A		
N	A	R	R		G	R	E	E		R	A	N	K		
T		I	R		E	N	E		B	O	O	N		A	
M	I	A	U	E	N		L	A	E	R	C	H	E	N	
E	R	N	S	T	F	A	L		I		A	K	A	B	A
S	E	K		R			A	Z	I	D		N	B	A	
A	N	E	M	O	N	E		O		E	U	G	E	N	

**Waagrecht** — 1 ABSTRAKT 8 AFAO 11 APR 12 HALLENBAD 14 SIEGESTOR 15 ILION (alternativer Name für Troja) 17 SAN 18 BIENENSTOCK 19 NDENI 21 ESEL 22 ASEAN 24 SACHEN 27 NARR 28 GELEE 29 RANK (schweiz. f. Kurve) 32 IRENE 34 BOON 36 MIAUEN 38 LAERCHEN 41 ERNSTFALL 42 AKABA (Kaaba) 43 SEK 44 AZID 45 NBA 46 ANEMONE 47 EUGEN

**Senkrecht** — 1 APIA (Hauptstadt v. Samoa) 2 BRENNER 3 THEBEN 4 RASIN 5 ALTEISEN 6 KLON 7 TERENCE (Hill, eigentlich Mario) 8 ABIS (Alpenbeobachtungs- und Informationssystem) 9 FALTENROCK 10 ADIOS 11 ASSUAN 13 INKL 16 OCEAN (engl. f. Ozean, Synonym Weltmeer) 20 DARIUS 23 SATIREN 25 ALELLA 26 HEBE (griech. Göttin der Jugend) 28 GENF (Verkehrsbetrieb in ZH bzw. GE) 30 ANHANG 31 KANAAN 33 RETRO (-welle) 35 ORADE 36 MESA (span. f. Tisch) 37 ANKE (fries. f. Anna) 39 (Emile) ALZO (Zola, franz. Schriftsteller, z.B. Der Traum) 40 EBBE

**Lösungswort** — **SEELENHEIL**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

# DER ERSTE SUV VON ALFA ROMEO.



## ALFA ROMEO STELVIO

MIT 280 PS TURBO-BENZINMOTOR UND Q4-ALLRADANTRIEB.  
JETZT PROBE FAHREN.

GRATISSERVICE  
**5/100'000**

*La meccanica delle emozioni*

